**Die Pilgerreise**

1. Der Anfang

Die Musik dröhnte in den Ohren. Johannes beugte sich über den Tisch und versuchte, die Worte seines Freundes Micha zu verstehen. „Es ist supergeil“, brüllte der gerade. „Wenn du dieses Zeug intus hast, hältst du locker 48 Stunden durch.“

„Wozu soll das gut sein?“ brüllte Johannes zurück. „Ich schlafe gerne!“

„Aber dann verpasst du die wirklichen Dinge! Später, wenn es hier ganz krass abgeht. Dich als Zeitungsmann muss das doch interessieren.“

Johannes gab es auf zu antworten. Offenbar waren seine Ohren nicht für diesen Lärm geschaffen. Wie konnten sich die anderen nur unterhalten? Sein Blick schweifte über die tanzende Menge, über zuckende Leiber in flackerndem Licht. Da drüben bog Vanessa ihren schlanken Körper in verführerischen Windungen. Wen hatte sie denn heute Abend an der Angel? Na, ihm konnte es egal sein, sie waren ja nicht mehr zusammen. Aber er vermisste Biggy. Mit ihr hätte er gerne getanzt, aber sie wollte ja nicht mitkommen und saß zuhause, die blöde Nuss.

Am Eingang sah er einen Mann stehen, der alle anderen Leute überragte. Er trug einen glänzenden Mantel aus irgendeinem exotischen Stoff und einen altertümlichen Hut. „Was für ein komischer Kerl“, dachte er. „Der muss sich verirrt haben.“

Micha brüllte irgendetwas über den Tisch und Johannes nickte, obwohl er kein Wort verstanden hatte. Micha schob ihm eine kleine Tablette zu. Er las sie auf und hielt sie unschlüssig in der Hand. Micha nickte auffordernd, doch Johannes fühlte plötzlich einen Widerwillen in sich, der ihn selbst verblüffte. Nein, er wollte diese Pille nicht, er wollte auch nicht mehr Vanessa bei ihren Verrenkungen zuschauen oder auf Biggy warten. Wieso war er hier? Wieso waren die anderen hier? Gab es jemanden, der überhaupt darüber nachdachte, was sie hier machten?

Johannes warf die Tablette auf den Tisch, sprang auf und schob sich durch die tanzende Menge dem Ausgang zu. Micha rief ihm etwas nach, das wie „Spielverderber“, klang.

Vor der Türe war er ganz allein. Das Klingeln in seinen Ohren ließ allmählich nach und machte einer Stille Platz, die er als bedrohlich empfand. Er sog die frische Abendluft ein, die plötzliche Kälte des Septemberabends machte ihn ein wenig schwindelig. Johannes lehnte sich an die raue Außenmauer des Tanzschuppens und versuchte, einen klaren Gedanken zu fassen.

„Das ist nicht meine Welt. Das war sie noch nie. Ich habe nur versucht, da hineinzukommen. Klar, ich wollte dazugehören, akzeptiert sein. Es ist nicht das, was ich suche. Aber was zum Teufel suche ich?“

Die Türe öffnete sich und zwei Männer traten hinaus. Sie beachteten Johannes nicht, der im Halbdunkel stand.

„Bitcoins!“, sagte der eine. „Das ist jetzt die ganz große Nummer, sag ich dir. Das geht gerade durch die Decke.“

„Ich weiß nicht recht, Albert“, entgegnete der Andere. „Ich habe nicht so viel Geld. Meine Freundin bringt mich um, wenn ich ihr Geld verzocke.“

„Mensch, Kuno, das ist eine sichere Sache. Gib mir 4000 Euro und in einem Jahr bis du bei 40000, garantiert.“

„Klar, das reizt schon, aber ich blick da nicht durch. Ich bin nicht so ein Onlinefreak.“

„Ach Kuno, das mach ich schon für dich. Ist ein Freundschaftsdienst. Am Ende gibst du mir 10 Prozent vom Gewinn und alles ist ok.“

„Albert, du bist echt ein Freund, aber ich muss die Kohle erst lockermachen. Das dauert.“

„Gut, ich warte noch bis morgen Abend. Aber dann muss das laufen, Kuno.“

Die beiden verschwanden wieder hinter der Türe.

„Da habe ich wohl einen Geheimtipp bekommen“, sagte Johannes leise zu sich selbst. „Das ist doch wie ein Wink des Schicksals. Ich steig da ein und verdiene so viel, dass ich nicht mehr arbeiten muss.“

Ja, er würde nach Hause gehen und das gleich mal ausprobieren.

Kaum hatte er sich von der Türe entfernt, fiel ihm im Licht der Straßenlaterne der Mann aus dem Lokal auf, der am Eingang gestanden hatte. Er lehnte an der gegenüberliegenden Hauswand und sah zu ihm herüber. Hatte er schon die ganze Zeit dagestanden? Hatte er ihn beobachtet? Johannes zögerte und in dem Moment verließ der Andere seinen Platz und kam auf ihn zu. Was für ein seltsamer Mann das war! Seine große hagere Gestalt umflatterte eine Art Ledermantel, der an alte Wildwestfilme erinnerte. Doch auf dem Kopf trug er keinen Cowboyhut, sondern er hatte sich ein Tuch um seinen kahlen Schädel gewunden. Hatte er vorhin nicht einen Hut aufgehabt? Seine Füße steckten in klobigen Bergschuhen, die schon bessere Tage gesehen hatten.

„Ein Penner“, dachte Johannes. „Am besten, ich verschwinde.“

Doch der Mann trat ihm in den Weg und streckte ihm die Hand entgegen. Unwillkürlich ergriff er die dargebotene Hand und dachte im nächsten Moment: „Was mache ich da? Wieso schüttele ich dem Penner die Hand?“

Der Händedruck war fest. Der Fremde sah ihn durchdringend an und sagte: „Ich heiße Christoph und du bist Johannes.“

Johannes zog seine Hand zurück und antwortete: „Woher kennen Sie meinen Namen?“

„Wir kennen viele Dinge“, entgegnete der Mann der Christoph hieß. „Zum Beispiel denke ich mir, dass du eben von einer tollen Gelegenheit gehört hast, dein Geld zu vermehren.“

„Du musst verdammt gute Ohren haben. Aber was geht’s dich an, was ich mit meinem Geld mache?“

Und er dachte bei sich: „Jetzt wird er mich gleich anpumpen.“

„Dein Geld interessiert mich nicht, ich werde dich auch nicht anpumpen. Ich bin da, weil ich deine Frage gehört habe.“

Johannes war verwirrt. Konnte dieser Stadtstreicher etwa Gedanken lesen?

„Welche Frage?“

„Na, du hast dich da drinnen gefragt, ob du da noch richtig bist. Du hast gemerkt, dass das alles nicht deine Welt ist. „Was zum Teufel suche ich“ ist ein wunderbarer Satz, einmal abgesehen davon, dass dir der Teufel das kaum sagen wird.“

Hatte er vor der Türe wirklich so laut gesprochen, dass der Fremde ihn hatte hören können? Aber wie sonst konnte der von seinen Gedanken wissen?

„Mach dir keine Gedanken darüber, wie das läuft“, sagte Christoph lächelnd. „Das tut nichts zur Sache. Ich will dir ein Angebot machen. Du suchst eine andere Welt als die da drinnen – ich zeige sie dir.“

Johannes schüttelte den Kopf. Das war alles so unwirklich. Hatte er am Ende diese Pille von Micha doch genommen? Er war sich nicht mehr sicher.

„Wenn du den Mut hast, eine Entscheidung zu treffen, dann komm morgen früh mit mir vor die Stadt. Ich werde dir einen Weg zeigen, den du gehen kannst und der dein Leben von Grund auf verändert.“

„Ich soll was? Ich kenn dich doch gar nicht! Wer bist du überhaupt?“

Christoph machte nun eine leichte Verbeugung. „Ich bin ein Beauftragter des „Herrn des Weges“. So nennen wir ihn, der den Weg in eine ganz andere Welt gemacht hat und in gewisser Weise selbst ist. Ich weise Menschen, die auf der Suche sind, auf die Möglichkeit hin, einen ganz neuen Weg zu beschreiten.“

„Ist das so eine Art Sekte?“, fragte Johannes misstrauisch. „Ich habe keine Lust auf religiöses Zeugs!“

Christoph antwortete: „Das Wort Sekte ist hässlich, aber es bedeutet ja abschneiden, sich von etwas scheiden. Müssen wir nicht immer Entscheidungen fällen? Und eine Entscheidung ist auch immer eine Scheidung von Dingen, die wir verlassen müssen. In „Abschied“ kommt es auch vor. Du hast dich heute Abend entschieden, allein zu deinen Freunden zu gehen, nicht wahr? Und so hast du von deiner Biggy Abschied genommen. Und dann bist du vor die Türe gegangen und hast von deinen Freunden Abschied genommen, jedenfalls für den Moment. Und nun ist es Zeit, von dieser ganzen Partywelt Abschied zu nehmen und endlich deinen eigenen Weg zu gehen!“

„So, ist es das? Was bist du? Ein Detektiv? Oder ein Hellseher?“

„Eher ein Hellseher“, lächelte Christoph. „Ich dränge niemals Menschen zu einer Entscheidung, Johannes!“ Er griff in die Innentasche seines Mantels, zog eine Karte hervor und gab sie ihm.

„Hier, zu deiner Erinnerung. Und wenn du dich morgen entscheidest, einen neuen Weg einzuschlagen, dann bitte mit richtigen Klamotten.“

Johannes schaute unwillkürlich an sich herab. Seine dunkle Hose war ihm ein wenig eng, aber das war ja modern. unten reichlich ausgefranst. Die italienischen Schuhe drückten immer noch, obwohl der Verkäufer beteuert hatte, dass sich das geben würde. Und sein Hemd, nun gut, das war mittlerweile verschwitzt, kein Wunder nach so einem anstrengenden Arbeitstag in der Redaktion mit anschließendem Kneipenbummel.

„Was ist denn daran auszusetzen?“, murmelte er.

„Mit diesem Outfit hältst du nicht mal den ersten Tag durch! Du hast eine anstrengende Wanderung vor dir! Also zieh etwas an, das für einen langen Weg und für das Klettern im Gebirge taugt.“

„Gebirge? Klettern? Denkst du, ich habe Bock auf Wanderungen?“

„Wenn du in eine ganz andere Welt willst, wird dir nichts anderes übrigbleiben. Wenn du bei Bier und Bitcoins bleiben willst, brauchst du nur zurückzugehen!“

Christoph wandte sich um und ehe Johannes noch etwas sagen konnte, war er um die nächste Ecke verschwunden.

Johannes stand noch eine Weile auf der leeren Straße. Was war das gewesen? War das real? Oder hatte er das alles nur geträumt? Aber da war diese Karte in seiner Hand, das war nicht zu leugnen. Kopfschüttelnd machte er sich auf den Heimweg. Zuhause war alles dunkel und ruhig. Biggy war nicht da. Ob sie doch noch zur Party gegangen war? Er zog sich aus und warf sich ins Bett. Er wollte nicht mehr darüber nachdenken. Nicht über Biggy, über die Party und auch nicht über den seltsamen hellsichtigen Penner.

In der Nacht wachte er plötzlich auf. Biggy lag neben ihm und hatte ihren Arm auf ihn gelegt. Er hatte geträumt. Er stand an einem dunklen Strom und wollte hinüber. Ja, er sehnte sich mit allen Fasern seines Wollens, über dieses Wasser zu kommen, denn dort drüben war etwas, das er unter allen Umständen erreichen wollte. Nur konnte er durchaus nicht sagen, was es war. Er hatte eine tiefe Trauer empfunden, so tief, als wäre sein bester Freund gestorben. Und tatsächlich, er hatte im Schlaf geweint. Verwirrt setzte er sich auf und schob Biggys Arm von sich. War es denn möglich, in einem Traum zu weinen? Er starrte in das Dunkel und spürte einen Moment lang Trauer und Sehnsucht. „Was ist denn mit mir los?“, murmelte er. „Was fehlt mir denn?“

Im Dunkel des Zimmers sah er sein Leben vor sich, sah seinen Chef in der Zeitungsredaktion, seine Freundin, die Kumpels auf der Party und den Koksdealer, den er wöchentlich traf. Und dann sah er wieder diesen Mann vor sich. Sollte es wirklich etwas geben, das einen Aufbruch wert war? Ein ganz anderes Leben jenseits dieser Stadt? Er horchte auf die ruhigen Atemzüge seiner Freundin. Was bedeutete Biggy ihm? Nicht sehr viel! Sie schliefen regelmäßig miteinander, aber es gab kaum ein Thema, über das sie reden konnten. Er kannte sie in Wirklichkeit kaum. Sie würde es sicher verschmerzen, wenn er sich verdrückte.

„Ich werde mich morgen entscheiden“, sagte er in das Dunkel. „Morgen ist ein neuer Tag, da sieht alles anders aus.“

Am nächsten Morgen verschlief er. Er hob den Kopf und blickte auf sein Smartphone. In zehn Minuten würde die Redaktionskonferenz beginnen! Hastig sprang er auf, fuhr in seine Kleider und rannte aus der Türe. Biggy rief ihm irgendetwas hinterher, aber da fiel die Türe schon ins Schloss.

Sie hatten schon angefangen, als er den Saal im vierten Stock betrat, in dem die Konferenz abgehalten wurde. Er murmelte eine Entschuldigung und ließ sich auf seinen Stuhl fallen. Als Johannes umherblickte, sah er, dass alle in seine Richtung schauten. Es herrschte eine merkwürdige Stille.

Endlich ergriff sein Chef das Wort. Chefredakteur Eisenhardt hob die neue Ausgabe der „Zerstreuungsrundschau“ in die Höhe und sagte: „Wie schon eben erklärt, enthält unsere neue Ausgabe einen unautorisierten Artikel. Und Sie, Johannes Walker, haben ihn geschrieben!“ Er fixierte Johannes mit seinem berühmten durchdringenden Blick und fuhr fort: „Wollen Sie leugnen, dass der Artikel über die Verwerflichkeit von Drogen von ihnen stammt?“

Johannes erschrak. Ja, er hatte diesen Artikel geschrieben. Aber das war doch nur eine Satire gewesen, ein Schreibversuch, in dem er die groteske Ansicht vertreten hatte, dass Drogen Teufelszeug seien, das verboten gehöre.

„Ihr Schweigen ist ja wohl Zustimmung! Wie kommen Sie dazu, so einen Unsinn in unsere Zeitung zu schmuggeln?“

„Ich habe das doch nicht weitergegeben“, verteidigte sich Johannes. „Ich müsste dann doch an allen vorbei in die Setzerei gehen.“

„Und genau das haben Sie ja gestern getan, nicht wahr? Es gibt genug Zeugen dafür.“

Verdammt! Johannes fiel ein, dass ihn sein Arbeitskollege Fred gestern wegen irgendeines Fehlers in einer Überschrift dorthin geschickt hatte. Er schaute zu Fred hinüber, der ihm schräg gegenüber am großen Redaktionstisch saß. Fred hielt seinem Blick stand, ja, er lächelte einen Moment lang geringschätzig.

„Natürlich“, schoss es Johannes durch den Kopf. „Er ist mit mir eingestellt worden und nur einer von uns kann bleiben. Er hat meinen Text irgendwie in die Setzerei gebracht und ausgetauscht. Er hat mich reingelegt.“

„Da Sie ja noch in der Probezeit sind, ist die Sache relativ einfach“, hörte er seinen Chef sagen. „Wir werden Ihren Vertrag mit sofortiger Wirkung auflösen. Ich wünsche Ihnen persönlich alles Gute und gebe Ihnen den Rat, etwas ganz Anderes zu versuchen.“

Etwas ganz Anderes! Johannes stand auf der Straße jenseits des Zeitungsgebäudes und sah zu den Fenstern hoch, hinter denen nun der Inhalt der nächsten Ausgabe besprochen wurde. Er hatte keine Chance gehabt! Sie hatten ihn ohne Gnade rausgeschmissen. In seine Wut mischte sich merkwürdigerweise ein trotziges Gefühl von Freiheit. „Sollen sie doch an ihrem Papierkram ersticken“, murmelte er. „Ich komme schon zurecht. Ich finde einen besseren Job.“

Aber Johannes hatte keine Ahnung, wie er das beginnen sollte. Ziellos schlenderte er durch die Stadt und fand sich bald in den Gassen der Altstadt wieder. In dieser Gegend kannte er sich nicht aus. Hier gab es üble Kneipen, einige Spielhöllen und heruntergekommene Bordelle. Zwischen zwei Wirtshäusern hing über einer blauen Holztüre ein verblasstes Schild, auf dem „Pilgerbedarf“ stand. Was für ein seltsames Geschäft war das denn? Johannes hatte keine Ahnung, was mit dem Wort „Pilger“ gemeint war.

Neugierig öffnete er die Türe und befand sich in einem Raum voller Kleider, Hüte, Mäntel und Schuhen. „Es ist nur ein Bekleidungsgeschäft“ dachte er enttäuscht und wandte sich um. Doch da ertönte hinter ihm eine Stimme: „Willkommen, junger Mann! Sie sind ganz richtig hier!“

Er fuhr herum und sah eine kleine alte Frau, die in einem verschlissenen Ohrensessel hockte. Kaum waren ihre Worte verklungen, sprang sie auf und lief auf krummen Beinen behände auf ihn zu.

„Sie müssen ja wissen, dass nur die hierher finden, die die große Wanderung vor sich haben. Sonst hätten Sie ja nicht hergefunden, nicht wahr? Also, womit kann ich dienen?“

 Sie ruderte mit ihren kurzen Armen umher als wolle sie ihm alle Dinge auf einmal offerieren.

„Es tut mir wirklich leid“ sagte Johannes. „Aber ich habe kaum Geld bei mir. Das reicht nicht einmal für ein Hemd!“

„Aber nein, aber nein, das macht doch nichts“, entgegnete die Alte und grinste ihn aus tausend Falten an. „Hier ist doch alles umsonst, das ist unser Geschäftsprinzip.“

„Aber wie können Sie dann, ich meine, wie machen sie das?“

„Wissen Sie das wirklich nicht? Der Herr des Weges bezahlt doch den Pilgern alles. Einzige Bedingung ist, dass Sie sich auf den Weg machen. Aber sonst wären Sie ja nicht hier, oder?“

Johannes dämmerte allmählich der Zusammenhang. Beim „Pilgern“ ging es also wieder um diesen verdammten Weg, von dem der Penner gestern Abend gesprochen hatte. Aber er wollte das nicht, er wollte sein ganz normales Leben führen.

Er drehte sich um und ging zur Türe. Plötzlich aber blieb er stehen. Sein ganz normales Leben gab es nicht mehr. Er war ein gescheiterter Journalist, ein arbeitsloser Herumtreiber mit sehr viel Zeit. Warum nicht mal etwas ganz Anderes probieren? Er wandte sich um und sagte: „Ich brauche so ziemlich alles, fürchte ich.“

Die Alte hatte die Hände in die Hüften gestützt und betrachtete ihn nachdenklich.

„Sehr entschlossen wirken Sie mir nicht, junger Mann,“ sagte sie. „Die Karte haben Sie doch dabei?“

Johannes sah sie verständnislos an. Dann fiel ihm der vergangene Abend ein. Der Mann namens Christoph hatte ihm eine Karte überreicht. Er fingerte in seinen Taschen herum und fand tatsächlich die kleine Karte. Er reichte sie der Frau, die sie in ihrer Jackentasche verschwinden ließ.

„Dann können wir ja loslegen“, rief sie. „Ach, ich liebe dieses Geschäft, ich liebe es!“

Als Johannes endlich wieder draußen stand, hatte sich sein Outfit dramatisch verändert. Er trug nun eine dicke Wanderhose und ein graugrünkariertes Hemd, darüber einen Anorak, der sicherlich für Hochtouren gedacht war. Als Kopfbedeckung hatte die Alte einen unförmigen Schlapphut gewählt, „weil er sich so bequem trägt“, wie sie behauptete. Seine Füße steckten in den klobigsten Schuhen, die er je getragen hatte, aber sie drückten nicht. „Noch nicht“, dachte er.

Zu allem Überfluss hing an seinen Schultern ein großer Rucksack, in den die Ladenbesitzerin allen möglichen Proviant, Wasserflaschen, Socken und Unterwäsche gestopft hatte. Dieses Monstrum drückte ihn jetzt schon!

Die alte Frau hatte ihn bis vor die Türe begleitet. Nun wies sie auf das nahe nördliche Stadttor und meinte: „Da geht’s hinaus, junger Mann! Nehmen Sie den Weg von dort aus geradewegs zum Gebirge! Sie treffen dort auf eine Mauer und eine kleine Pforte. Gehen Sie durch diese Pforte! Sie können sie nicht verfehlen. Aber Sie müssen sich ein wenig beeilen, wenn Sie die erste Herberge noch vor der Dunkelheit erreichen wollen!“

„Meine Kleider“, sagte Johannes. „Geben Sie mir meine alten Kleider mit.“

Die Alte schüttelte den Kopf. „Die brauchen Sie nicht mehr. Sind nur hinderlich. Ich habe sie weggeworfen.“

„Aber wenn ich, ich meine, es kann doch sein, dass ich zurückkomme.“

„Sind Sie nun Pilger oder nicht?“

„Ja schon.“

„Sehen Sie! Ich wünsche Ihnen eine gute Reise. Und grüßen Sie Christoph von mir.“

Johannes wandte sich zum Gehen, aber er ging nicht durch das nahe Stadttor, sondern nahm den Weg an der Mauer entlang bis in die Gegend seiner Wohnung.

Als er die Straße zu seinem Haus hinaufschritt, dachte er: „Was wird Biggy wohl sagen? Sie wird mich für verrückt erklären!“ Ja, er hoffte sogar darauf, dass sie genau das tun würde. Oder sie würde ihn auf der Stelle ins Bett zerren und er würde in ihren Armen seinen verrückten Plan vergessen!

Doch das tat seine Freundin durchaus nicht. Sie hörte sich seine reichlich verworrene Schilderung des Hinauswurfes und der Begegnung mit diesem Christoph ruhig an.

Als er endlich schwieg, sagte sie: „Du willst also wirklich die Stadt verlassen und ganz woanders hingehen?“

„Ja, ich denke schon. Was soll ich noch hier?“

Biggy blickte ihn wütend aus ihren dunklen Augen an. „Und ich? Ich zähle für dich wohl gar nichts?“

„Doch, doch. Es ist nur, ich meine, ich will nicht…“

Biggy sprang auf und warf ihre schwarze Haarmähne hinter sich. „Du willst dein altes Leben verlassen – nun gut. Dann komme ich mit!“

Johannes starrte sie verblüfft an. „Aber das geht nicht“, stammelte er.

„Und warum nicht? Meinst du, du bist der Einzige, der das Leben hier leid ist und über Abenteuer nachdenkt?“

„Nein, natürlich nicht. Aber ich dachte…“

„Du dachtest, die Biggy traut sich sowas bestimmt nicht. Die ist nur oberflächlich und partygeil. Stimmts?“

Johannes fühlte sich ertappt und murmelte: „Aber sie haben gesagt, ich muss gleich losgehen!“

„Na und? Dann gehen wir eben jetzt. Warte nur ein wenig, ich muss mir ein paar Sachen zusammensuchen.“

Er hätte ganz entschieden „Nein“ sagen sollen, denn er wollte nicht, dass sie mit ihm ging. Aber er schwieg. Er wollte sie nicht verletzen, so wie er nie Leute verletzen wollte, wenn es sich vermeiden ließ. Er zuckte mit den Achseln. Schließlich war es ja ihre Entscheidung.

Und schon lief sie zu ihrem Schrank und begann, Kleidungsstücke herauszuzerren.

Nun verging eine geschlagene Stunde, in denen Biggy ihre Kleider auswählte, eine Hose anzog und wieder verwarf, ein T-Shirt als unverzichtbar erklärte und ihre dicken Schuhe nicht fand. Am Ende trug sie eine schicke rote Hose und ein bunt gemustertes Sweetshirt. In Ermangelung von Wanderstiefeln hatte sie ihre Joggingschuhe angezogen. Ihre schwarzen Haare verbarg sie unter einer weißen Kappe. Sie sah hinreißend aus, aber Johannes bezweifelte, dass sie in diesem Outfit mehr als einen Wandertag durchhalten würde.

1. Die Pforte

Es war nach Mittag, als sie endlich draußen vor der Stadt waren. Vor ihnen lag eine weite Ebene,

die von vielen Büschen bestanden war. An ihnen hingen leuchtend rote Beeren, was ein hübscher Anblick war. Sie schritten einen schwach erkennbaren Pfad entlang und genossen die milde Septemberwärme.

„Ich bin froh, dass du mitgekommen bist!“, sagte Johannes zu Biggy. „Alleine hätte es mir keinen Spaß gemacht.“ Das war in diesem Moment sogar seine ehrliche Meinung.

„Ja, es ist wunderschön hier draußen. Das hätte ich schon lange mal machen sollen“, antwortete seine Freundin.

Nach etwa zwei Stunden vergnüglicher Wanderung sahen sie vor sich eine Vertiefung, durch die ein breites Gewässer floss. Biggy lief voraus und rief: „Wasser! Ich brauche Wasser!“

Doch kaum war sie an das Ufer des Baches getreten, blieb sie stocksteif stehen.

„Na, springst du doch nicht hinein?“ lachte Johannes. Doch dann bemerkte er plötzlich den fauligen Geruch, der in der Luft hing. Der Fluss stank!

Sie standen am Ufer und blickten auf langsam dahinfließendes trübes, fast schwarzes Wasser. Plastiktüten, Papier, altes Obst und eine Menge undefinierbarer Unrat schwammen an ihnen vorbei.

„Puh“, meinte Biggy, „das ist wohl das Ende unseres Ausflugs, was?“

Johannes schüttelte energisch den Kopf. Nein, er wollte nicht vor der ersten Schwierigkeit kapitulieren! Er zog seine Bergschuhe und Strümpfe aus und band sie sich um den Hals. Biggy sah ihn zweifelnd an.

„Du willst doch nicht etwa durch diese Brühe waten?“

„Doch, genau das will ich tun! Und ich biete dir einen Platz auf meinen Schultern an.“

„Wie edelmütig! Darauf habe ich natürlich gewartet.“

Das Wasser reichte Johannes bis an die Oberschenkel. Der eklige Geruch erzeugte ein Würgen in seinem Hals. Nur nicht darüber nachdenken, was da alles herumschwamm!

„Das ist der Abwasserkanal!“, rief Biggy auf seinen Schultern. „Wir hätten das Nordtor nehmen sollen, dann müssten wir nicht hier durch.“

Johannes fiel die alte Frau ein, die ihm genau diesen Weg gewiesen hatte. Aber das Westtor lag eben näher zu ihrer Wohnung, es war bequemer gewesen.

Doch das war nun zu spät. Es war etwas Anderes, das Johannes beunruhigte. Unter seinen Füssen fühlte er zähen Schlamm. Je weiter er in den Fluss hinauswatete, desto mühsamer kam er voran. Es war, als wollte ihn etwas in die Tiefe ziehen und festhalten. In der Mitte des Flusses blieb er stehen. Voll Entsetzen spürte er, wie er tiefer sank. Der Schlamm umschloss seine Waden und bald seine Knie.

„Was ist los?“, rief Biggy von oben. „Warum bleibst du stehen?“

„Es geht nicht“, keuchte Johannes. „Du bist zu schwer! Du drückst mich in den Schlamm.“

Von oben kam ein entsetzter Aufschrei. „Du willst mich doch nicht etwa abwerfen?“

Statt einer Antwort ergriff Johannes seine Freundin und ließ sie vor sich ins Wasser gleiten. Sie klammerte sich an ihn, aber schon stand sie bis zur Hüfte im schwarzen Wasser.

„Du verdammter Idiot!“, schimpfte sie. „Meine Hose! Meine Joggingschuhe!“

Doch dann spürte sie den Schlamm und bekam Angst. Sie klammerte sich an Johannes und gemeinsam schafften sie es, sich Schritt für Schritt ans Ufer zu retten.

Als sie endlich auf dem westlichen Ufer lagen, murmelte Biggy: „So! Dann gehen wir jetzt zum Nordtor zurück.“

Doch Johannes schwieg. Er zog seine Strümpfe und Schuhe an, was ihn bei dem Schlamm zwischen seinen Zehen ziemliche Überwindung kostete. Dann kletterte er die Uferböschung hinauf und sah sich um.

„Ich glaube, ich sehe die Pforte!“, rief er. „Von hier aus ist es nicht mehr weit.“

„Ist mir egal“, rief Biggy zurück. „Ich gehe nach Hause.“

Doch als Johannes sich in Bewegung setzte, kam sie nach einigem Zögern hinterher. Doch nun war alles anders als zuvor: Johannes schritt schweigend voran, Biggy trottete hinterher und murmelte immer wieder: „So eine Schnapsidee! Pilgern, hat er gesagt! Warum lasse ich mich auf den Kerl ein?“

Nun verfolgten sie einen schwach erkennbaren Pfad, der sich durch stacheligen Stechginster wand. Die Nachmittagssonne verbarg sich hinter einem dünnen Wolkenschleier, es wurde plötzlich unangenehm kalt.

Johannes war nun wieder klar, dass er Biggy nicht dabeihaben wollte. Das hier war sein Abenteuer, sein ganz persönlicher Weg. Er müsste sich nur umdrehen und es ihr sagen, ganz einfach. Aber er tat es nicht. Sie würde trotz all ihrer Schimpferei furchtbar beleidigt sein und ihm eine Szene machen. Und dann würde er mit ihr zurückgehen müssen. Er wusste nicht, ob er dann noch einmal den Mut aufbringen würde, aufzubrechen. So schwieg er und hoffte inständig auf irgendeine günstige Wendung, die ihn von Biggy befreien würde.

Sie näherten sich einer dünnen Linie, die von Horizont zu Horizont reichte. Je näher sie kamen, desto klarer erkannten sie eine gewaltige Mauer, die sicherlich höher als zwei Mann übereinander war. Der Pfad lief genau auf die Mauer zu und endete an einer kleinen Pforte. Daneben stand eine wacklige alte Bank, deren Lehne halb zerbrochen war. Die Pforte war nicht mehr als ein niedriger schmaler Durchgangsbogen, der mit einem Gitter verschlossen war. Nein, das stimmte nicht ganz, denn nun sahen sie, dass diese Öffnung bis oben hin durch ein Drehkreuz verschlossen war. Johannes zog daran und es drehte sich quietschend in seinem Widerlager. Doch er konnte es nicht zurückdrehen. Durch dieses Tor konnte man eintreten, aber nicht zurückgehen!

Biggy sah sich suchend um. „Es gibt doch sicherlich auch irgendwo einen Ausgang?“, fragte sie.

„Ich weiß nicht“, antwortete Johannes. „Es sieht nicht so aus. Ich glaube, die wollen das so.“

„Wer will das so?“

Johannes setzte sich auf die Bank vor dem Drehkreuz, zog seine Flasche heraus und trank.

„Es gibt hier einige Leute, die immer von einem Herrn des Weges reden. Ich glaube, man muss sich entscheiden, ob man das wirklich machen will. Und dann geht man ja auch nicht zurück.“

Biggy blieb vor ihm stehen und sah ihn an. „Was soll das? Wieso „nicht zurück“? Wenn ich nicht mehr will, dann gehe ich zurück.“

„Ich glaube, das heißt, dass man eine Entscheidung fällen muss. Es gibt eben Sachen, da gibt es kein Zurück mehr!“

Biggy funkelte ihn wütend an. „So ein Quatsch! Man kann immer zurück. Sonst wäre man ja kein freier Mensch!“

Johannes schüttelte den Kopf. „Du verstehst mich nicht, Biggy. Für mich war plötzlich alles sinnlos, was bisher war. Ich bin auf der Suche nach etwas Anderem, ich weiß auch nicht genau, was das ist. Aber ich bin entschlossen, es zu suchen.“

Biggy wurde nun noch wütender. „Ach ja? War ich also auch sinnlos?“, rief sie. „War ein Scheißleben mit mir, was? Wenn du ehrlich bist, willst du doch gar nicht, dass ich mit dir mitkomme!“

„Nein, so ist es nicht, Biggy. Ich mein nur, das ist mein Weg. Ob es deiner ist, weiß ich nicht.“

„Ach, jetzt auf einmal nicht mehr?“

„Nein, wahrscheinlich nicht. Jeder muss doch seinen Weg gehen, nicht wahr?“

„So? Und warum hast du das nicht gleich gesagt? Warum muss ich stundenlang durch diese blöde Wüste laufen und durch diese Scheiße waten, nur um am Ende zu erfahren, dass ich hier falsch bin?“

„Du hättest doch sowieso nicht auf mich gehört!“

„Ich dachte, wir beide erleben ein schönes Abendteuer, eine Nacht unter Sternen oder so etwas. Aber ich werfe doch nicht mein Leben weg für so eine Scheiße.“ Sie zeigte auf das Drehkreuz. „Ich brauche keine Bergwanderung ohne Rückweg, ich brauche eine Dusche!“

Johannes schob seine Flasche mit einem Ruck in seinen Rucksack, erhob sich und schultere ihn.

„Im Gegensatz zu dir habe ich kein Problem, eine Entscheidung zu treffen,“ sagte er und wandte sich zum Gehen.

„Du entscheidest dich zwischen mir und diesem blöden Land dort drüben! Das ist dir doch klar, oder?“

„Völlig! Geh nur zurück zu deinen Partys und all dem! Ich überlasse dir die Wohnung. Ist doch auch was, oder?“

„He, das kanns du nicht machen! Ich komm allein nicht zurück. Es ist bald Abend, schon gemerkt?“

„Wie gesagt, jeder muss seinen Weg gehen.“ Johannes schob sich samt seinem Rucksack durch das enge Drehkreuz. Als er sich umwandte, sah er, dass Biggy in Tränen ausbrach.

„Du hast es getan“, schluchzte sie. „Du hast es einfach getan.“

„Ja, das habe ich!“, rief er. „Ich gehe jetzt meinen Weg und du solltest endlich deinen finden.“

„Du liebt mich nicht! Du hast mich nie wirklich geliebt!“ Biggy ließ sich auf der Bank nieder und barg ihr Gesicht in den Händen.

Johannes sah durch das Gitter auf sie herab. Sein Gesicht verzog sich zu einem verächtlichen Grinsen. „Ich hätte nicht gedacht, dass du so eine Heulsuse bist, Biggy! Ich könnte genauso sagen, du liebst mich nicht, weil du nicht mitkommst! Ich gehe jetzt und du kannst machen, was du willst.“

Doch Biggy schwieg und schluchzte weiter vor sich hin. Johannes hörte eine leise Stimme in sich, die sagte: „Warte! Sei geduldig. Sag ihr, dass du sie liebst!“, doch er wandte sich um und stapfte den Pfad entlang, der von der Pforte wegführte.

„Das war sowieso nicht ihre Reise“, murmelte er. „Sie hätte mich doch nur aufgehalten.“

1. **Der Pförtner**

Nach einigen Schritten blieb Johannes stehen und sah zurück. Die hohe Mauer verdeckte seine Freundin einige Momente, doch dann sah er sie in langsamen Schritten den Pfad zurückgehen. „Sie wird schon von selbst nach Hause finden“, beruhigte er sich. „Es ist ja nicht gefährlich.“

Gerade als er sich wieder umdrehen wollte, bemerkte er eine Gestalt, die an der Mauer entlang schritt. Dort ging ein alter, weißhaariger Mann. Er schien es nicht eilig zu haben, die Pforte zu erreichen. Ob er von seiner Auseinandersetzung etwas mitbekommen hatte? Das wäre ihm nun doch peinlich. Der Alte bog plötzlich von seinem Weg ab und kam direkt auf ihn zu. Seine hohe Gestalt war in einen bodenlangen Pelzmantel gehüllt, der sich bei jedem Schritt öffnete. Darunter wurden ein Paar grober Stiefel sichtbar. In seiner Hand hielt er einen unscheinbaren Leinensack.

Der Alte blieb vor ihm stehen und sah ihn ein wenig von oben herab an. Jedenfalls kam es Johannes so vor.

„Du bist allein? Wart ihr nicht zu zweit?“

„Meine Freundin wollte nicht durch das Tor gehen. Sie wollte lieber zurück.“

Der Alte sah ihn prüfend an. „Und du konntest sie nicht überzeugen, Johannes?“

Er wunderte sich im Stillen, woher dieser Mann seinen Namen kannte und antwortete: „Ich habe es versucht, aber das hier ist nichts für sie.“

„Liebst du sie?“

Johannes wurde unwillig. „Das dürfte Sie kaum etwas angehen.“

„Dann also eher nicht! Aber gut, lassen wir das. Ich bin Jabo, der Torwächter. Meine Aufgabe ist, den Pilgern die ersten Instruktionen zu geben. Aber heute ist es sowieso zu spät zum Weitergehen. Du kannst ausnahmsweise mit in mein Haus kommen. Es ist nur eine bescheidene Herberge, aber immerhin ein Dach über dem Kopf.“

Der Alte drehte sich um und schlurfte den Weg zurück, den er gekommen war. Er schien davon auszugehen, dass Johannes einsichtig genug war, mitzugehen.

Der Weg führte an der Mauer entlang einen kleinen Hügel hinauf. Dahinter erblickte Johannes eine kleine Hütte, die sich an die Mauer schmiegte. Rechts daneben erhob sich eine hölzerne Plattform, die bis zur Mauerkrone reichte. An diesem Holzturm lehnte eine Leiter, die nicht sehr vertrauenswürdig aussah.

Der Pförtner deutete auf eine klapprige Bank, die vor dem Häuschen stand.

„Hier, hier setz dich hin, Pilger.“

Dann verschwand er im Inneren der Hütte und kehrte bald darauf mit einem Krug und einem Becher zurück. „Wasser“, sagte er. „Hier gibt es nur Wasser“ und reichte ihm den Becher.

„Ich werde das Essen bereiten. Du kannst dich derweil ausruhen.“ Er schlurfte in seine Hütte zurück. Johannes entdeckte einen Brunnentrog vor dem Häuschen und erhob sich. Er zog seine verdreckten Schuhe und Strümpfe aus und reinigte sie im kalten Wasser, so gut es ging. Umständlich hob er seine Füße in das Becken und dachte dabei: “Das ist ja alles furchtbar primitiv hier.” Endlich setzte er sich wieder auf die Bank, streckte seine müden Beine aus und schloss die Augen. Nun war er also ein Pilger und er war allein. Seine Gedanken gingen zu Biggy. Wie sie sich jetzt wohl fühlte? Liebte er sie? Plötzlich spürte er eine Sehnsucht nach ihr, die ihm einen Stich verursachte. Er stand auf und trat an die Leiter. Vorsichtig stieg er Sprosse um Sprosse empor und trat auf die Plattform. Vor ihm lag die ganze Landschaft, die er den Nachmittag über durchquert hatte. Sie war leer. Doch da entdeckte er im Norden eine kleine Gestalt, die sich langsam nach Osten bewegte. Biggy! Wie wäre es, die Mauer hinunterzuklettern und ihr nachzulaufen? Er zögerte. Er hatte doch schon gewählt. Sich gegen Biggy und gegen das Leben in der Stadt entschieden. Er atmete tief ein, so dass ihm ein wenig schwindlig wurde. Nein, er würde seinen Weg fortsetzen! Mit einem Ruck drehte er sich um und sah nach Westen. Dort ging die Sonne soeben hinter den hohen Bergen unter. Dorthin ging sein Weg! Aber was suchte er da? Und was erwartete ihn? Da sah er, dass Jabo einen Tisch vor seine Hütte stellte und ihm zuwinkte.

Das Mahl war einfach, ja kärglich, denn es bestand im Wesentlichen aus trockenem Brot und Wasser. Jabo schwieg während des Essens beharrlich.

Erst danach hob er seinen Blick, sah Johannes durchdringend an und sagte: „Nun Pilger Johannes, sollten wir über den Weg reden, der vor dir liegt.“

Er zog einen Zettel auf dem Inneren seines Mantels und überreichte ihn Johannes. Der warf einen Blick darauf und entdeckte einige wenige Sätze in einer geschwungenen Schrift.

„Das Wichtigste steht gleich im ersten Satz“, begann der Alte. „Verlasse niemals, unter keinen Umständen den Pfad. Es gibt Irrwege und Abgründe, Sümpfe, aus denen man niemals mehr herausfindet und Leute, denen du besser nicht begegnest. Die Wegzeichen sind immer an Felsen angebracht. Das zweite ist: Vertraue niemandem, den du nicht kennst, es sei denn, er zeigt Dir das Wegzeichen und Siegel des Herrn des Weges.“

Der Alte hielt inne und zog ein kleines Amulett hervor, das an einer Kette um seinen Hals hing. Johannes betrachtete es aufmerksam. Auf dem runden Metallstück war ein gewundener Weg eingraviert, der zu einem hohen Berg führte. Dieser Berg wurde von einem Licht gekrönt, dessen Strahlen auf den Weg fielen. Daneben bemerkte er ein seltsames Gebilde, das wie ein großes X aussah.

„Nur wer dieses Zeichen trägt, wird dir Ratschläge erteilen, die dir weiterhelfen. Das dritte ist, niemals in der Dunkelheit zu pilgern. Es ist zu gefährlich. Wir haben gute Herbergen auf dem Weg.“

„Werde ich morgen eine solche Herberge erreichen?“

„Wenn du nicht zu sehr aufgehalten wirst, dann schon. Das vierte und letzte Gebot lautet: Geh niemals auf dem Pfad zurück! Du würdest dem Licht den Rücken kehren.“

Johannes blieb einen Moment unschlüssig stehen, dann faltete er den Zettel zusammen und steckte ihn in seinen Rucksack neben sich.

„Danke für die Instruktionen“, sagte er. „Dann werde ich mich gleich morgen auf den Weg machen.“

„Keine Fragen, junger Mann?“

Johannes schüttelte den Kopf. „Nein, das war ja alles klar.“

„Und was weißt du über das Ziel, junger Mann?“

„Das Ziel? Nunja, ich will mich verändern, ein neues Leben finden oder so.“

„Oder so?“ Jabo hob seine buschigen Augenbrauen. „Willst du denn nicht ankommen?“

„Ich weiß nicht, wo ich hinkomme. Der Weg ist das Ziel, nicht wahr? So sagt man doch?“

„Sagt man so? Und wenn der Weg nirgendwo hinführt, he?“

„Dann hat man sich auf ihm vielleicht selbst verändert, ist klüger und weiser geworden. Hoffe ich jedenfalls. Vielleicht finde ich ja den Sinn meines Lebens.“

Der Alte nickte bedächtig. „Das ist schon etwas, den Sinn finden. Der Weg ist der Sinn, sagen sie, nicht wahr? Aber ich sage: Am Ende kommt die Erfüllung unserer Hoffnung, das Ende aller Wege.“

„Und was soll das sein, dieses Endziel?“

„Es ist eine Stadt, besser gesagt, **die** Stadt, eben der Ort der Erfüllung.“

Johannes runzelte die Stirn. „Eine Stadt? Ich komme aus einer Stadt. Ich will wilde Landschaften erleben, meinetwegen Wüsten und hohe Berge! Aber doch nicht wieder eine Stadt!“

Jabo lächelte und erwiderte: „Du wirst so viele Landschaften erleben, dass du dich bald nach einer Stadt sehnen wirst. Aber diese Stadt ist anders als alles, was du kennst.“

„Inwiefern?“

„Sie ist voller Licht und voller Leben. Sie ist die Stadt auf dem Berge, ein Ort vollkommener Liebe. Wer sie betritt, dem geht das Herz auf und er entdeckt endlich seine größten Wünsche und seine Gaben und Fähigkeiten, diese Wünsche auch zu verwirklichen.“

Johannes sah ihn verwirrt an. Das Gesicht Jabos hatte einen träumerischen Ausdruck angenommen. Er schaute nach Westen und seine Augen strahlten, als würden sie ein Licht aus weiter Ferne aufnehmen, das er nicht sehen konnte.

„In eurer Stadt heißt es „Lebe deinen Traum“, aber immer wieder entgleitet er euch, immer wieder kommt etwas dazwischen, nicht wahr?“

Johannes nickte. Ja, das war so. Er hatte geträumt, ein guter Reporter zu werden und war schon als Praktikant gescheitert. Und in Sachen Beziehung – er wollte lieber nicht darüber nachdenken.

„Sie ist eine Stadt des Gelingens, eine Stadt voller Möglichkeiten, die auf ihre Verwirklichung warten. Ja, ich sehne mich danach, endlich dort zu sein.“

„Und warum gehen Sie dann nicht los?“

Der Alte drehte sich mit einem Ruck zu ihm herum. „Warum? Weil solche Leute wie du hier herumlaufen! Pilger, die noch nicht begriffen haben, wohin sie unterwegs sind. Aber wenn ich zu alt werde für diese Aufgabe, werde ich gehen, oh ja, das werde ich.“

„Dann werden Sie also auch Pilger.“

„Ich bin Pilger, junger Mann! Alle, die du hier triffst, sind Pilger. Manche haben das im Laufe der Zeit vergessen, aber sie alle haben als Pilger angefangen. Einige von uns werden zurückgeschickt, bevor sie die Stadt betreten. Sie werden Herbergseltern oder Führer oder eben Pförtner. Aber am Ende der Zeiten werden wir alle in der Stadt auf dem Berge sein“

Johannes sah ihn verwirrt an. „Am Ende der Zeiten?“

„Was lehren sie euch eigentlich in den Schulen eurer Stadt? Diese Welt hat ein Ende und alles wird im Nichts verschwinden, deine Stadt, das Gebirge dort, alles!“ Er ruderte dabei mit seinen Armen herum, als könne er selbst alles verschwinden lassen. „Nur die Stadt auf dem Berge hat Bestand.”

Der Gedanke, dass die ihm bekannte Welt ein Ende haben sollte, war für Johannes so neu und fremd, dass er verblüfft schwieg. Darüber hatte er noch nie nachgedacht.

Jabo schüttelte unwillig den Kopf und erhob sich. „Es wird kalt“, sagte er. „Ich zeige dir dein Lager.“

Im Inneren der Hütte war wenig Platz. Das Lager füllte die Hälfte des Raumes aus, die andere Hälfte nahm der Tisch ein, den Jabo nun wieder hereintrug. Wo wollte der Alte schlafen?

Jabo wartete nicht, bis sein Gast sich niederließ. Er zog eine Decke aus einem Winkel seiner Hütte hervor und meinte: „Ich wünsche dir eine gute Nacht, Pilger Johannes. Achte auf deine Träume, sie sind hier oft wie Wegweiser.“ Damit ging er hinaus.

Johannes legte sich auf die schmale Matratze und zog eine Decke über sich, die daneben lag. Lange konnte er nicht einschlafen. Ihm fiel auf, dass etwas fehlte: Er hörte nichts, es herrschte absolute Stille. In der Stadt Zerstreuung war es nie ruhig gewesen, immer gab es das Gemurmel von Stimmen oder fernes Geschrei oder das Rumpeln irgendeines Karrens. Diese tiefe Stille störte ihn, so dass er lange keinen Schlaf fand.

Als er erwachte, schien draußen die Sonne. Er erhob sich und streckte seine steifen Glieder. Im selben Moment sah der Pförtner zur Türe herein und brummte: „Ist er endlich erwacht, der Schläfer! Auf, es wird Zeit zu gehen.“

Johannes trat ins Freie und erblickte den Tisch, den Jabo schon wieder nach draußen getragen hatte. Er setzte sich auf die Bank und griff nach dem dunklen Brot, das der Alte ihm hinschob. Während er aß, hob er seinen Blick und betrachtete das sonnenbeschienene Gebirge vor ihnen.

„Es sieht ziemlich steil aus da oben“, stellte er fest.

„Es ist ein schwieriger Weg“, erwiderte Jabo. „Der Anfang der Pilgerschaft ist nicht leicht. Man könnte es eine Prüfung nennen.“

„Und wer da zurückschreckt, wird kein Pilger?“

„Nunja, es gibt viele Weg und Möglichkeiten. Aber dein Weg beginnt da.“ Er zeigte mit seiner dürren Hand in Richtung eines Taleinschnittes, der sich rechter Hand öffnete.

„Dort hinein musst du heute gehen. Am Ende des Tales findest du einen Pfad, der steil nach rechts in die Höhe führt. Du kannst ihn nicht verfehlen.“

Er erhob sich, ging in die Hütte und kam mit einem grauen Stoffballen wieder zurück. Als er ihn entrollte, sah Johannes, dass es ein Mantel war.

„Ich übergebe dir nun deinen Pilgermantel, sprach der Alte ernst und feierlich. „Trage ihn stets, er ist das äußere Erkennungszeichen aller Pilger auf dem Weg.“ Mit einem Wink hieß er Johannes aufzustehen und half ihm in den Mantel. Das Kleidungsstück fühlte sich wie fließende Seide an und war doch eine schützende und wärmende Hülle. Johannes gefiel dieses Kleidungsstück.

Der Torwächter gab ihm das restliche Brot, reichte ihm seinen Rucksack und zeigte auf das ferne Tal. „Nun brich auf, Pilger!“

Johannes ergriff seine Hand und drückte sie zum Abschied. Sein Händedruck war erstaunlich fest, fast schmerzhaft.

„Sei auf der Hut, junger Mann. Hier sehen viele Dinge anders aus, als du sie dir vorstellst. Darum sei achtsam! “

„Ich werde mein Bestes tun“, versprach Johannes, zog seine Hand zurück und drehte sich um. Der Alte blieb am Wegesrand zurück und sah ihm lange nach.

1. **An einem seltsamen Ort**

Das Gebirge türmte sich vor ihm auf und löste ein Gefühl der Beklemmung in ihm aus. Er hatte noch nie einen Berg bestiegen, ja, er war noch nie einer größeren Erhebung nähergekommen. Und jetzt sollte er in dieses Gebirge hineinwandern? Er schimpfte mit sich selbst, nannte sich einen Angsthasen und eine Memme, aber das Gefühl wollte nicht weichen. Als er in den engen Taleinschnitt hineinschritt, spürte er eine Zentnerlast auf seinen Schultern. Aber er biss die Zähne zusammen und ging weiter. So schnell würde er die Pilgerei nicht aufgeben!

In dem Tal war es kühl und schattig. Von den Felswänden tropfte Wasser, hier und da hing Moos in langen dünnen Fäden herab. Nach und nach beruhigten sich seine Nerven und er begann, seine Wanderung zu genießen. Was konnte ihm schon passieren? Es war heller Tag und alles war ruhig und friedlich.

Das Tal schlängelte sich weiter und weiter in die Höhe. Nach einer letzten Biegung weitete es sich in einen kleinen Talkessel. Von der Höhe fiel ein zarter Wasserschleier herab und durchfeuchtete die Umgebung. Am Boden wuchs ein dichter Teppich aus nassem Gras und Moos. Johannes atmete die feuchte Luft tief ein. Was für ein seltsamer Ort!

Vor ihm ragte eine glatte Felswand in die Höhe, von der Wasser herabrann. Linker Hand entdeckte er einen breiten Pfad, der in die Höhe führte. Frohgemut betrat er ihn. Bald stellte er fest, dass hier eine alte Treppe existierte, die ein freundlicher Mensch in die Felsen geschlagen hatte. So ließen sich die Schwierigkeiten des Aufstiegs leicht bewältigen! Stufe um Stufe stieg er empor und vermied es, zurückzusehen. Denn nun führte dieser Pfad mitten durch die Felswand. Die Stufen wurden höher und seltener und verschwanden schließlich ganz. Jenseits der Felswand verlor sich der Weg in einem Gewirr von Felsen und Schutt und Geröll. Johannes kletterte auf Händen und Füßen. Sein Herz klopfte wie wild, nun hatte er wirklich Angst. Das Klettern endete an einer weiteren Felswand, die sich über ihm auftürmte. Er ließ sich vorsichtig auf einem großen Stein nieder. Das war keine gute Idee, denn jetzt fiel sein Blick in die Tiefe und er erschrak. Tief unten war ein Teil des Tales zu sehen, tiefer als er jemals geschaut hatte. Ihm wurde übel. Was war denn verkehrt gelaufen? Da fielen ihm die Worte des Alten ein: Am Ende führt ein Pfad rechts hinauf. Warum hatte er nicht daran gedacht? Es war so leicht gewesen, den breiten Weg zu nehmen! Und nun würde er zurückgehen müssen. Nein, nicht gehen, sondern klettern!

Es war ein mühsamer Abstieg. Mehr als einmal kam er ins Rutschen, klammerte sich an scharfkantige Felsen und riss sich die Hände und Knie auf. Am schlimmsten aber wurde es, als er die Felswand erreichte Er versuchte, vorwärts den Pfad hinabzuschreiten, doch sein Blick fiel in die Tiefe und ihm wurde schwindelig. Zitternd ließ er sich auf Hände und Füße nieder und schob sich, Füße voraus, den Pfad hinunter. Es schien ihm Stunden zu dauern, bis er die Stufen erreichte und dann endlich den sicheren Boden des Tales unter seinen Füssen spürte. „Niemals“, flüsterte er. „Ich will niemals mehr auf diesen verdammten Berg!“

Als er so dasaß und sich allmählich beruhigte, dachte er darüber nach, was ihn in diese Lage gebracht hatte. Ja, der Weg hatte so einfach ausgesehen. Vielleicht aber fiel es ihm schwer, Anweisungen zu befolgen? Das hatte er noch nie gerne getan.

Es kostete Johannes einige Überwindung, schließlich aufzustehen und nach rechts zu gehen. Tatsächlich, da führte ein schmaler Pfad steil nach oben. Zögernd setzte er Fuß vor Fuß. Nach wenigen Metern erreichte er ein kleines Plateau. Linker Hand bemerkte er einen Einschnitt, in den der Pfad hineinführte. Diese Kerbe zog sich durch die ganze Felswand nach oben. Es ging in diesem Hohlweg steil nach oben, aber der Fels zu beiden Seiten bot Halt und verbarg die Tiefe. Es war so einfach!

Nach einer guten Stunde öffnete sich der Hohlweg und entließ ihn auf eine sanft ansteigende Wiese. Johannes ließ sich auf einen Stein nieder, der am Wegesrand lag und streckte seine Füße von sich. Er angelte das Brotstück aus dem Rucksack und fand, dass es bedeutend besser schmeckte als im Tal.

„Das war schon merkwürdig“, dachte er. „Der leichte Weg wurde zu schwer und der schwere Weg war in Wirklichkeit ganz leicht. Ob hier viele Dinge nicht so sind, wie sie aussehen?“

Die Sonne war schon hinter den Bergen verschwunden und im Osten kroch die Dämmerung herauf. Johannes erschrak. Hatte er so viel Zeit auf den falschen Weg verschwendet? Hastig erhob er sich und schulterte seinen Rucksack.

Nach einer weiteren halben Stunde brach die Dämmerung herein. Johannes hatte die Spitze des Berges fast erreicht. Vor ihm erhob sich ein merkwürdiges Holzgebilde, das die Bergspitze krönte: Ein Balkenkreuz in Form eines großen X, dessen beiden unteren Enden fest in der Erde steckten. Die Balken wiesen weiter oben einige seltsame Löcher auf. Ihre Oberfläche war mit einer schwärzlichen Substanz bedeckt, von der ein widerlicher Geruch ausging.

Da Johannes vom raschen Aufstieg müde war, setze er sich diesem Kreuz gegenüber auf einen Felsbrocken und packte das restliche Brot aus. Während er auf darauf herumkaute, betrachtete er die hölzerne Konstruktion näher. Zu welchem Zweck war sie hier aufgestellt worden? Er hatte keine Ahnung. Da es allmählich dunkel wurde, stand er auf und trat an den westlichen Rand des Gipfels. Im schwindenden Licht erblickte er ein Land voller Berge, Hügel und tief eingeschnittener Täler. Ein leeres, ungastliches Land ohne eine Herberge weit und breit!

Das Gefühl der Einsamkeit überkam ihn mit aller Macht. Er war auf sich allein gestellt, niemand würde ihm helfen können. Es wäre nicht nur gegen eine Regel, sondern höchst töricht, hier in die Dunkelheit zu laufen! Wo sollte er nur die Nacht verbringen? Es war zu spät, weiter zu laufen.

Schließlich setze er sich wieder auf den Felsbrocken. Das Kreuz erhob sich dunkel vor dem westlichen Abendhimmel, der sich blutrot färbte.

In diesem Moment geschah etwas, das Johannes später nie genau beschreiben konnte. Es war wie ein Traum und doch realer als alles, was er bisher betrachtet hatte.

Sein Blick fiel auf das Balkenkreuz und plötzlich sah er einen Mann daran hängen. Er hing nackt mit gespreizten Beinen dort und wand sich in Schmerzen. Von seinen Händen rann Blut und tropfte auf den Felsboden unter ihm. Es war ein absolut obszöner Anblick, der Johannes so erschreckte, dass er starr aufgerichtet dasaß. Sein Blick fiel auf das Gesicht dieses Mannes. Und dieser Blick wurde erwidert. Der Mann sah ihn an! Er konnte seine Augen nicht abwenden. Sein Herz schlug bis zum Halse. Und er war nackt unter diesem Blick, nackt in einer ganz anderen Weise als der an diesem Kreuz es war. Nichts in ihm war verborgen, nichts geheim. Er wand sich, suchte nach Begründungen, Ausreden, Ausflüchten, doch es fielen ihm keine ein. „Du bist, der du bist!“, schien dieser Blick zu sagen. „Ich kenne dich!“ Es war unerträglich. Endlich wurde es schwarz um ihn, so schwarz wie die Nacht, die von Osten her herankroch.

Als er erwachte, war er nicht mehr allein. Er lag vor dem Felsen auf dem harten Boden, aber über ihm lag eine Decke. Im Licht des ersten Morgenscheins erblickte er eine Gestalt, die vor dem Kreuz kniete. Als er den Kopf hob, drehte sich die Gestalt um. Er erkannte Christian.

„Es gibt bessere Schlafplätze als diesen“, sagte der Pilgerführer und erhob sich. Johannes richtete sich mühsam auf. Seine Glieder waren steif und sein Rücken schmerzte.

„Ich habe keinen besseren gesehen“, erwiderte er mürrisch.

„Das liegt daran, dass du den rechten Weg verfehlt hast.“

Johannes hatte keine Lust, sich zu erklären. Er reckte das Kinn in Richtung des Kreuzes.

„Das ist ein verdammt seltsamer Ort hier!“

„Seltsam schon, aber nicht verdammt. Ganz und gar nicht. Hast du etwas gesehen?“

Johannes sah sein Gegenüber misstrauisch an. Was wusste Christian über die Erscheinung, die er gehabt hatte? Wie konnte er?

„Ich habe einen Mann an diesem Kreuz gesehen. Einen Gemarterten.“

„Hat er zu dir gesprochen?“

„Nein, hat er nicht. Er hat mich nur angesehen.“

„Du weißt, wer er ist?“

„Nein, weiß ich nicht. So etwas ist doch nicht real, oder?“

„Was ist real?“

Die Frage schwebte einen Moment zwischen ihnen. Ja, was war real? Sein Leben in der Stadt, das war real. Seine Träume von einem besseren Leben, waren die real? Seine Liebe zu Biggy, die war wohl eher irreal gewesen.

„Was du gesehen hast, ist realer als alles, was wir kennen. Es ist zeitlos real. Der, der dort hängt, ist der Herr des Weges. Er hängt immer noch dort.“

Unwillkürlich wandte Johannes seinen Blick zu dem Kreuz. Es war natürlich leer.

„In einer anderen, höheren Wirklichkeit wird er immer dort hängen und immer davon frei sein“, erklärte Christian. „In unserer Realität ist es sinnlos. Es ist nur Schmerz, Blut und Leid.“

Johannes ließ sich vorsichtig auf dem Felsen nieder. Sogleich setzte sich Christian neben ihn.

„Aber in seiner Wirklichkeit bedeutet es die Durchbrechung eines Kreises von Schuld und Vergeltung, von Leid und Rache.“

Johannes massierte seinen schmerzenden Nacken. „Was habe ich damit zu tun? Habe ich ihn etwa dorthin gehängt?“

„Ja, das hast du.“

„Absurd! Ich war noch nie hier.“

„Auch du bist ein Schuldiger. Auch ich bin ein Schuldiger.“

Johannes wollte auffahren, doch dann besann er sich und sagte: „So ist jeder irgendwie schuldig? Du, ich, die ganze Welt?“

„So ist es. Als er dich ansah, hast du es gewusst, nicht wahr?“

Plötzlich sah Johannes wieder den Gemarterten vor sich, spürte seinen Blick und wandte sich ab. Es herrschte Stille.

„Ich bin nicht schlechter als andere.“

„Es geht nicht um andere. Es geht um dich.“ Christian rückte ein wenig näher, näher als Johannes lieb war.

„Da unten an der Pforte. Da hast du dich wirklich gut gefühlt, nicht wahr? Moralisch überlegen, weil du einen Entschluss fassen konntest, während Biggy ängstlich und unentschlossen war.“

„Das ist nicht wahr!“, stammelte Johannes. „Sie tat mir leid.“

„Nein, gar nicht. Dein höhnisches Grinsen hat dich verraten. Du hast sie verachtet.“

Johannes schwieg. Woher wusste dieser unheimliche Mann von seinen geheimsten Regungen?

„Ich könnte dir noch einige ähnliche Dinge aufzählen, über deine Beziehung zu deinen Freunden, über drei Freundinnen, die du abserviert hast, weil sie deinen Freunden nicht gefallen haben. Die Anerkennung der Leute war dir wichtiger als sie. Aber das hast du ja alles gesehen, denke ich. Denn hier, vor diesem Kreuz zählt letztlich nur, dass man bereit ist, zu akzeptieren, wer man wirklich ist und weiterzugehen.“

„Ich verstehe nicht…?“

„Der Herr des Weges hat uns Folgendes gelehrt: Was einmal geschehen ist, ist geschehen. Es ist niemals mehr aus der Welt zu schaffen. Und es wirkt wie ein Virus weiter fort und verändert die Welt.“

„Das ist aber jetzt ziemlich übertrieben, denke ich.“

„Deine Biggy ist sehr verbittert“, fuhr Christian unbeirrt fort. „Sie wird beschließen, sich nie mehr jemandem ganz anzuvertrauen. Wenn die nächste Freundschaft bricht, wird sie diejenige sein, die das höhnische Lächeln aufsetzt. Und so fort.“

Johannes starrte einen Moment auf die sich kreuzenden Balken. „Und so fort“, murmelte er. „Ich verstehe, was du sagen willst. Aber was hat das mit dem da zu tun? Was hat er getan?“

„Nichts, er ist unschuldig, aber er weigert sich, seine Peiniger zu verfluchen. So durchbricht er den Kreislauf von Schuld und Rache, von Leid und Vergeltung.“

„Warum? Was soll das?“

„Wenn einer, der ganz Mensch ist, das tun kann, dann schafft er damit einen Weg, auf dem andere gehen können. Dann können auch andere den Kreis durchbrechen und heil und ganz werden. Es ist der Weg der Liebe. Niemand anderes als er selbst hat diesen Weg geschaffen, darum heißt er „Der Herr des Weges“ und ist selbst dieser Weg.“

„Dann meinst du, dass der, der auch diesen Weg geht, genauso wird vergeben können?“

„Am Anfang noch nicht, aber doch mehr und mehr. Und auf geheimnisvolle und unerklärliche Weise wird der Pilger dabei von seiner eigenen Schuld frei. Ja, er wird sogar schon frei, wenn er sich nur entschließt, denselben Weg zu gehen.“

Johannes starrte auf das leere Balkengerüst. Er begriff, dass diese Pilgerreise mehr war als ein interessantes Abenteuer. Es war ein neues, ein ganz anderes Leben, ein Weg ohne ein Zurück.

Christoph betrachtete ihn stumm. Endlich sagte er: „Ich sehe, dass du noch Zeit brauchst. Die nächste Herberge ist zwei Stunden entfernt. Bleibe vor dem Kreuz. Aber warte nicht zu lange. Ich werde dir, so hoffe ich, wieder begegnen.“

Damit wandte er sich um und ging den Weg nach Westen hinunter. Johannes war wieder allein. Er fischte sein Smartphone aus der Hosentasche. Wozu gab es Technik? Er würde jetzt Biggy anrufen und ihr alles geduldig erklären. Doch ein Blick auf das Display genügte: Kein Netz!

Er setzte sich wieder auf den Felsen und starrte das Balkengerüst an. Seine Gedanken wanderten ziellos umher. Plötzlich aber sah er die Gestalt am Kreuz wieder. Oder war er wieder eingeschlafen?

„Warum hängst du dort?“, fragte Johannes.

„Wegen dir!“, schien der Mann zu antworten. „Damit du leben kannst!“

„Aber ich lebe doch!“

„Wirklich?“

Hatte er in der großen Stadt Zerstreuung wirklich gelebt? Hatte er Freunde gehabt? Hatte er wenigstens einen Menschen geliebt? War nicht alles nur ein Tanz um sich selbst gewesen, ein ewiges Drehen um die eigene Achse? Und Biggy? Er sah sich selbst an der Pforte, sah sein verächtliches Grinsen. Ja, er war froh gewesen, sie los zu sein. Letztlich war sie ihm egal gewesen. Und er sah: Er war nicht der gute Mensch, der er immer hatte sein wollen. Er war ein erbärmlicher Egoist.

„Ja“, sagte der Mann am Kreuz. „Du hast recht gesehen, Johannes. Dafür muss ich sterben.“

„Aber wieso du? Das habe doch ich getan! Wer bist du?“

„Ich bin der Herr dieses Weges. Jede Verletzung des Lebens und der Liebe ist ein Sterben. All dieses Sterben habe ich auf mich gezogen, damit ihr leben könnt, wenn ihr diesen Weg geht.“

„Aber du stirbst für etwas, das du nicht getan hast.“

„Du wärest niemals bereit, für etwas zu sterben, das du liebst.“

„Stimmt. Denn dann kann ich es ja nicht mehr lieben, wenn ich tot bin.“

„Siehst du! Weil du nicht glaubst, dass die Liebe bleibt. Ich sterbe, damit die Liebe ewig bleibt. Und ich lebe und werde mit dir sein.“

Johannes schüttelte den Kopf. Das war nun komplett unverständlich. Er wollte den Herrn des Weges fragen, wie man denn gleichzeitig sterben und leben könne. Doch das Kreuz war nun leer.

Johannes erhob sich und packte seinen Rucksack zusammen. Er wusste mit Bestimmtheit, dass er gehen musste, jetzt in diesem Moment ohne jedes Zögern. „Jetzt oder nie“, murmelte er. Und seltsam: Nach zwei Schritten fiel jedes Argument in sich zusammen. Sein Innerstes war von einer Freude erfüllt, die er noch nie so empfunden hatte. Er freute sich über den Weg vor ihm, über die warmen Sonnenstrahlen auf seinem Rücken, über Gräser und Blumen am Wegesrand. All sein Zögern erschien ihm nun völlig widersinnig.

1. **Wirklichkeiten**

Nach zwei Stunden erblickte er am Wegesrand eine kleine Hütte. Das konnte unmöglich eine Herberge sein! Wahrscheinlich passte da nicht einmal ein ordentliches Bett hinein. Johannes sah sich suchend um. Doch nirgendwo konnte er ein größeres Gebäude entdecken. Die Türe dieser Hütte stand offen, war aber so niedrig, dass er den Kopf einziehen musste, als er eintrat. Als er sich drinnen aufrichtete, traute er seinen Augen nicht. Vor ihm lag eine geräumige Gaststube mit mehreren Tischen und Bänken unter einer hohen Balkendecke. Auf einem der Tische stand ein Frühstück mit frischem Brot, Spiegelei und gebratenem Speck.

Während Johannes noch ungläubig auf dieses Wunder starrte, öffnete sich im Hintergrund eine Türe und eine kleine Frau trat hervor, die ihn fröhlich anlachte.

„Willkommen in meiner Herberge“, sagte die Frau. „Ich habe von Christoph erfahren, dass Du noch kein Frühstück gehabt hast. Setz dich und lang zu!“

Johannes ließ sich zögernd nieder. Sein Kopf streikte. Vorsichtig ergriff er Messer und Gabel. Doch, es war alles richtig. Aber was hatte er da draußen gesehen? War das hier real? Oder war es der Blick von draußen?

Die Frau stellte eine Kanne mit dampfendem Kaffee vor ihn hin und setzte sich ihm gegenüber auf die Bank. Sie stützte ihren Kopf in die Hände und sah ihn schelmisch an.

„Ist das hier wirklich?“, flüsterte Johannes. „Ich meine, da draußen sah es anders aus.“

„Ich heiße Magdalena. Du kannst Lena zu mir sagen. Was ist wirklich?“

„Ja nun, das, was man sieht. Was man anfassen kann.“ Er kam sich dumm vor, als er das sagte.

„Dann trink deinen Kaffee! Er wird sonst ganz wirklich kalt.“

Lena ergriff die Kanne und schenkte ihm voll ein. Der Kaffee war köstlich belebend, besser als jeder Kaffee to go in der Stadt. Er beschloss, sich dieses Frühstück nicht entgehen zu lassen, ganz gleich ob es real war oder nicht.

„So ist es richtig“, meinte Lena. „Nach dem Essen können wir dann die philosophischen Fragen klären.“

Endlich schob Johannes den leeren Teller zur Seite und Lena begann, das Frühstück abzuräumen. „Warst du beim Kreuz?“, fragte sie unvermittelt.

„Ja“, antwortete Johannes. „Es war unheimlich, diesen Mann dort zu sehen.“

Lena hob die Augenbrauen. „Du hast ihn gesehen? Das kann nicht jeder sagen.“

„Ich dachte, das geht jedem so.“

„Die Begegnung ist jedes Mal anders. Die Menschen sind ja auch verschieden.“

„Und wie war es bei dir? Oder gehörst du zum Personal?

Lena lachte kurz auf. „Es gibt hier kein Personal. Aber es gibt Leute wie Christoph oder wie mich. Wir sind den Weg gegangen und haben am Ende einen Auftrag bekommen, anderen Pilgern zu helfen. Ja, ich war auch an diesem seltsamen Kreuz.“ Sie hielt kurz inne und fuhr dann fort: „Ich hätte ihn gerne gesehen, aber wir müssen akzeptieren, dass unsere Erfahrungen verschieden sind. Wer eine Erfahrung verlangt, landet leicht bei Trugbildern.“

Johannes hatte den bestimmten Eindruck, dass sie das zu sich selbst sagte. Er sah im Raum umher, bemerkte die Blumen auf den Tischen und die offenbar selbst genähten bunten Vorhänge.

„Und das hier ist nun dein Reich?“, fragte er. „Du hast das alles gestaltet, nicht wahr?“

Lena nickte. „Ja, das ist meine Aufgabe. Ein Heim für Pilger, ein Ruheort. Und ein Gleichnis.“

„Innen ist größer als außen“, murmelte Johannes. „Das ist das Gleichnis.“

Lena räumte den Teller und die leere Kanne in den Raum hinter der Gaststube und kam dann zurück. Sie legte ein Päckchen vor ihm auf den Tisch. „Proviant“, sagte sie und fuhr fort: „So ist es. Wir haben bestimmte Bilder von den Dingen, die wir erwarten. Du hast offenbar die Vorstellung, dass die Herbergen am Wege ziemlich dürftig sind. In unserer Wirklichkeit sind sie groß und geräumig.“

„Aber es kann doch nicht verschiedene Wirklichkeiten geben“, widersprach Johannes.

Lena trat auf ihn zu und blieb vor ihm stehen. „Schließe die Augen“, sagte sie. Als er es tat, spürte er, wie sie ihre Hände auf seine Augen legte.

Fast sofort sah er die Gaststube vor sich, aber sie war merkwürdig verändert. Das war keine gemütliche Gaststube mehr, sondern eher der Innenraum einer amerikanischen Tankstelle. Kaum hatte er das wahrgenommen, erschienen Schriftzeichen an den Wänden, die chinesisch aussahen. Die Tische verschwanden und machten seltsamen runden Gebilden Platz. Bald darauf verwandelte sich der Raum in eine Art Raumschiffinneres, um sofort wieder zu einem runden Gebilde zu schrumpfen, vielleicht das Innere einer Jurte. Die Bilder wechselten nun so schnell, dass Johannes schwindelig wurde. Endlich zog Lena ihre Hände zurück. Johannes schüttelte den Kopf und sah Lena fragend an.

„All das sind Möglichkeiten“, erklärte sie. „Ob sie Wirklichkeit werden, hängt davon ab, wer sie beobachtet. Ich lebe in dieser Wirklichkeit hier, du in der dort draußen.“

„Aber es gibt doch nur eine Wirklichkeit“, protestierte Johannes.

„Wirklich?“, lächelte Lena. „Du hast etwas anderes gesehen, nicht wahr? Warum sollte es nicht viele Universen geben?“

Ja, warum eigentlich nicht? Johannes schwieg verwirrt.

Lena setzte sich auf die Bankecke und sah ihn nachdenklich an. „Lass dich davon nicht verwirren“, sagte sie. „Wenn du jetzt weitergehst, dann denke darüber nach, warum du Pilger geworden bist. Denke darüber nach, was in deinem Leben wirklich wesentlich ist und was nicht!“

„Ja, was ist wesentlich?“, murmelte Johannes. Er war sich nicht sicher, aber er würde darüber nachdenken.

Lena stand plötzlich wieder auf und meinte: „Du musst nun gehen, Johannes. Der Weg zur nächsten Herberge ist weit und ich würde dir nicht raten, wieder draußen zu schlafen.“

Sie ging zur Türe und Johannes blieb nichts anderes übrig, als ihr zu folgen.

„Vergiss den Proviant nicht“, meinte sie. „Und deinen Mantel solltest du auch mitnehmen!“

Johannes ging zum Tisch zurück, verstaute das Päckchen umständlich in seinem Rucksack und warf sich den Pilgermantel um. An der Türe bedankte er sich dafür, doch Lena sagte: „Ich muss dich warnen! Der Weg ist lang und steil. Lass dich von niemandem aufhalten und in Gespräche verwickeln. Wenn dich die Dunkelheit überrascht, kannst du leicht den Weg verlieren. Und denke immer an das, was wesentlich ist.“

Johannes wollte noch so viel fragen, doch die kleine Wirtin schob ihn zur Türe hinaus. Er hörte, wie die Türe hinter ihm ins Schloss fiel und spürte zugleich die Wärme der Sonne, die schon hoch am Himmel stand. Er wandte sich um und war fast schon nicht mehr überrascht, als er nur eine alte schiefe Hütte erblickte. Er beugte sich herunter und sah durch ein verstaubtes Fenster ins Innere. Da waren nichts als Spinnweben, Staub und ein schief auf drei Beinen stehender Tisch. Er hatte Lena doch noch fragen wollen, wie das Ende des Weges aussieht, doch er wusste, dass es sinnlos war, die Türe zu öffnen.

1. **Der Rationalist**

Lena, die kleine Wirtsfrau, hatte nicht übertrieben. Wenige Schritte jenseits der Herberge wurde der Weg steiler und steiler. Bald befand sich Johannes in einer engen Klamm, deren Boden voller Geröll war. Wie mühsam war es, hier feste Tritte zu finden. Die Felswände zu beiden Seiten strömten eine Kälte aus, die ihm den Atem nahm. Als sie endlich zurücktraten, befand er sich auf einer Felsrampe, die bis in den Himmel zu reichen schien. Vom Weg war nun keine Spur mehr zu sehen, so schritt er einfach geradeaus den Berg hinauf.

Nach etlichen hundert Metern gewahrte er eine Gestalt, die auf einem Felsbrocken saß. Sie war gegen den Himmel deutlich zu sehen. Und dort oben schien die Sonne! Als Johannes näherkam, sah er, dass es ein Mann war, der mit übereinandergeschlagenen Beinen dort oben saß und zu ihm hinunterschaute. Er trug einen Anzug und recht elegante Schuhe und wirkte, als sei er gerade erst einer Vorstandssitzung einer Bank entsprungen.

Johannes grüßte freundlich und der Mann erwiderte: „Wieder ein eifriger Pilger! Nehmen Sie Platz und ruhen Sie sich aus! Sie sehen müde aus.“

Johannes ließ sich auf einem Felsbrocken nieder, so dass er dem Fremden genau gegenübersaß.

„Können Sie mir sagen, ob ich noch auf dem Wege bin?“, fragte er keuchend.

„Aber ja, wenn Sie diesen Pilgerpfad meinen. Aber ich bevorzuge etwas sanftere Wege.“

Johannes betrachtete die Schuhe des Mannes. Sie glänzten und auf ihnen war kein Stäubchen zu sehen. „Sind Sie denn kein Pilger?“, fragte er.

Der Mann lachte. „Sehe ich etwa so aus? Klauberg, das ist mein Name, Karl Klauberg.“ Er machte im Sitzen eine Verbeugung. „Und Sie?“

„Johannes Walker“, antwortete Johannes etwas gezwungen. „Aber wieso sitzen Sie dann da?“

Klauberg lachte wieder. „In diesem Land dürfen nicht nur Pilger herumsitzen. Nunja, die sitzen ja nicht, die pilgern.“

„Und Sie? Was machen Sie denn?“

„Ich betrachte verschwitzte Pilger wie Sie und freue mich meines schönen Lebens.“

Johannes war verwirrt. Er hatte angenommen, dass dieser Weg nur von denen benutzt wurde, die auf Pilgerschaft waren. Aber da saß dieser Herr Klauberg in seinem Anzug vor ihm und er war alles andere als ein Pilger. Mit seinem exakt frisierten schwarzen Haar und dem sorgsam rasierten Gesicht sah er wirklich eher wie ein Banker aus, älter als Johannes und mit einem Ausdruck gelassener Überlegenheit, die ihn abstieß.

„Ja, das wundert Sie, nicht wahr?“, sagte Klauberg. „Nehmen Sie mir es nicht übel, aber Sie kommen mir ein bisschen naiv vor, wie Sie da in ihrer Kluft herumstiefeln.“

Johannes fühlte einen Stich nahe an seinem Herzen. Er setzte zu einer Erwiderung an, doch Karl Klauberg fuhr unbeirrt fort: „Jetzt wollen Sie mir weismachen, dass es ganz allein ihr Entschluss war, sich auf Pilgerschaft zu begeben, nicht wahr? Ist Ihnen auch dieser Kerl mit Schlapphut oder wahlweise Tuch um den Kopf begegnet? So einer, der verblüffend viel über einen weiß?“

„Ja, schon.“, stammelte Johannes verwirrt. „Er heißt Christoph.“

„Oder wahlweise Christian, Christlieb und Traugott. Er gehört zur Organisation „Weg des Herrn“ wie alle hier, die sich um die Pilger sorgen. Sie sind gut im Sammeln von Informationen, die sie dann gezielt einsetzen, um die Leute zu verblüffen.“

Johannes suchte nach Worten. War er doch einer Sekte auf den Leim gegangen? Aber da war doch das Kreuz gewesen, er hatte diesen Herrn selbst gesehen.

„Das Kreuz“, sagte er. „Haben Sie das Kreuz gesehen?“

„Ich habe davon gehört“, erwiderte Klauberg. „Soll eine geschickte Videoinstallation sein. Naja, darum führen sie sie ja auch nur nachts vor.“

Johannes schwieg verblüfft. War er denn so leicht zu täuschen gewesen?

„Ich komme gerade von dieser Herberge“, sagte er endlich. „Sie ist innen größer als außen. Es ist ein totales Wunder.“

Karl Klauberg machte eine wegwerfende Handbewegung. „Ja, ja die Hütte da unten am Wegesrand. Da haben sie eine komplette Theaterbühne eingebaut, sie setzen neueste Drehtechnik ein. Versenkbar ist sie auch. Das ist schon etwas! Danach ist auch der letzte zweifelnde Pilger überzeugt.“

Johannes fiel nichts mehr ein. War das alles fake gewesen? Wie sollte er Lüge von Wahrheit unterscheiden?

Als habe er seine Gedanken gelesen, fuhr Klauberg fort: „Da fragt man sich schon, was ist wahr, nicht? Ich halte mich ganz einfach an die Realität, an das, was ich sehe. Mehr brauche ich nicht.“

„Aber es gibt doch mehr als eine Wirklichkeit. Es gibt verschiedene Realitäten!“

„Ja, ja, die Show wirkt schon bei Ihnen, mein Lieber. Mir genügt diese eine Wirklichkeit. Ich brauche diese zusammenphantasierten anderen Welten nicht. Haben Sie den Mut, sich dieser Welt und diesem Leben zu stellen, wie sie nun einmal sind.“

„Das habe ich lange genug getan“, protestierte Johannes. „Mir war dieses ganz normale Leben über.“

Klauberg schüttelte den Kopf. „Sie sind geflohen, junger Mann! Wie so viele, die ich hier treffe. Sie haben dem Leben nicht standgehalten und jagen nun einem Ziel nach, das Sie noch nicht einmal andeutungsweise kennen. Wissen Sie was? Kommen Sie mit mir! Es gibt eine gute Straße hier links hinunter. Sie führt zu einer kleinen Stadt. Ich könnte ihnen dort eine Arbeit vermitteln.“

„In einer Zeitung?“, hörte sich Johannes fragen.

„Das ließe sich einrichten. Wir finden sicherlich etwas.“

Johannes versuchte seine Gedanken zu ordnen. War es das, wozu er unterwegs war? Was hatte Lena ihm aufgetragen? „Was ist wesentlich?“, platzte er heraus. Unwillkürlich hatte er laut gesprochen.

Karl Klauberg zuckte mit den Schultern. „Eine eher philosophische Frage, nicht wahr? Ja, was ist wesentlich? Das Leben, denke ich. Unsere Arbeit, unsere Freunde, nette Gespräche mit einem guten Wein dabei.“

„Das kenne ich doch alles! Von dort komme ich. Das bringt doch alles nichts!“ Johannes stieß diese Sätze lauter hervor als er wollte.

„Sehen Sie, wohin solche Fragen führen? Sie werden laut und heftig, weil Sie sich gegen die Realität sträuben!“ Er war aufgestanden und wies nun mit der Hand Richtung Westen. „Es gibt nichts da hinten, für das sich der Weg lohnen würde! Sie suchen ein Wolkenkuckucksheim, eine Utopie. Da ist aber nichts, wie schon das Wort Utopie sagt.“

„Aber wenn es da nichts gibt, dann, dann ist doch alles sinnlos.“

„Durchaus nicht, junger Mann, durchaus nicht. Sie müssen den Mut aufbringen, in das Nichts des alltäglichen Lebens zu schauen und etwas daraus zu machen. Ich meine den Mut, die Sinnlosigkeit zu ertragen und mitten in ihr trotzig zu leben. Ja, alles ist sinnlos und gerade in dieser Erkenntnis liegt aller Sinn verborgen. Wir leben ohne Sinn und ertragen unsere Lage in stoischer Ruhe und Gelassenheit!“

Johannes blickte Herrn Klauberg verwundert an. Sein Gegenüber war mindestens so heftig geworden wie er. Sollte er doch nicht so leicht leben, wie er es vorgegeben hatte? Sollte er in Wirklichkeit auch mit dieser Frage ringen, was wesentlich ist?

Klauberg setzte sich wieder und wurde ruhiger. „Natürlich ist das nur ein Aspekt“, fuhr er fort. Es gibt ja auch die kleinen erfreulichen Dinge, nicht wahr? Die Blumen am Wegesrand, die Wanderer, die man unverhofft trifft, ein gutes Gespräch.“

„Das leugne ich alles nicht“, entgegnete Johannes. „Und doch zerfällt mir das alles, wenn das letzte große Ziel fehlt, die Erfüllung, wenn Sie wissen, was ich meine.“

„Nein, das weiß ich durchaus nicht! Ich kann Ihnen nur raten, diesen Weg zu verlassen. Er führt zu nichts. Kommen Sie mit mir.“

Nun erhob sich Johannes. „Nein“, sagte er. „Das werde ich nicht tun. Ich danke Ihnen für ihr Angebot, aber ich werde nun weitergehen.“

Karl Klauberg erhob sich ebenfalls. „Ja, da ist wohl nichts zu machen. Aber sagen Sie später nicht, niemand hätte Sie gewarnt, wenn Sie merken, dass es kein Ziel gibt.“

Johannes nickte kurz und setzte seinen Weg fort. Aber eine zweifelnde Frage setze sich in ihm fest: „Was, wenn alles nicht stimmt? Wenn ich diesen Weg ganz umsonst gehe?“

Es war gut, dass der Weg nun wieder deutlich sichtbar nach oben führte. Johannes keuchte vor Anstrengung und musste sich auf seine Schritte konzentrieren. Plötzlich fiel ihm Lenas Warnung ein. Wie lange hatte das Gespräch gedauert? War er schon wieder zu spät dran?

Er hastete den Weg entlang, der nun über einen kahlen Höhenrücken führte. Zwischendurch blieb er kurz stehen, um Atem zu holen. Er drehte sich um und sah tief unter sich eine Ansammlung von Häusern und eine Straße, die in vielen Schleifen den Berg hinaufführte, bis zu einer Platte, an der sie endete. Ein wenig abseits davon sah er die Felsen, auf denen sie gesessen und diskutiert hatten und die nun leer waren. Ganz unvermittelt durchströmte ihn ein Glücksgefühl. „Nein“, flüsterte er. „Ich will nicht wieder hinunter in eine Zeitungsredaktion. Ich bin ein Pilger!“

Danach war ihm leichter zumute. Er packte Lenas Paket aus und entdeckte mehrere Brote mit Wurst und Käse. Er setzte sich ins Gras und während er aß und das Brot schmeckte, wichen seine Zweifel mehr und mehr.

Aber es war spät geworden. Die Sonne ging gerade unter, als er endlich den westlichen Rand des Höhenzuges erreicht hatte. Der Pfad verschwand in der Tiefe zwischen einem Gewirr von Felsen und Klüften. Wie hätte er hier in der Dunkelheit hindurchfinden sollen? Er hätte die Nacht auf der Höhe bleiben müssen und wäre vermutlich dort erfroren. Im letzten Abendlicht machte er sich an den Abstieg, der alles andere als leicht war. Er rutschte eine steile Geröllrinne hinunter, so dass ganze Steinlawinen zu Tal sausten. Danach schob er sich die Füße voran bäuchlings über eine Felskante und hangelte eine Zeitlang über dem Abgrund, bevor er endlich einen Tritt fand. Wenig später verlor er den Halt und schlug mit seinem Knie schmerzhaft auf einem spitzen Stein auf. Als er den Abstieg endlich bewältigt hatte, war es dunkel. Seine Hände waren aufgerissen und sein Knie schmerzte bei jedem Schritt.

Aber nicht weit entfernt erblickte er vor einem kleinen Wäldchen einen Lichtschein. Als er näherkam, sah er ein einzelnes erleuchtetes Fenster.

Die Türe der Herberge ließ sich öffnen, doch im Inneren war es still. Johannes befand sich in einem Gang, von dem rechts und links mehrere Türen abgingen. Er wählte die erste Türe rechts, denn dort lag das erleuchtete Fenster.

Er betrat einen hell erleuchteten Gastraum mit mehreren Tischen. Auf einem der Tische lag ein Gedeck, daneben Brot und Aufschnitt.

Johannes rief „Hallo, ist hier jemand?“, doch nichts rührte sich. War das nun eine Herberge oder nur ein Privathaus? Unschlüssig, was er tun sollte, trat er an das Fenster und entdeckte draußen in der Dunkelheit einen auf und nieder tanzenden Lichtschein. Da kam jemand mit einer Laterne auf das Haus zu.

Wenig später polterte ein Mann in die Stube. Einen Moment lang sah er Johannes stumm an und sagte dann: „So, du hast also schon von selbst hergefunden!“

Der Ton verriet seinen Ärger. Johannes wurde rot und antwortete: „Sie haben nach mir gesucht?“

Der Mann hatte eine Art Hirtenstock in der Hand, den er nun an die Wand lehnte.

„Allerdings! War ja nicht zu überhören, dass da einer beim Abstieg den ganzen Berg mitnimmt. Warum bist du so spät dran?“

„Es tut mir leid, ich habe mich durch jemanden aufhalten lassen.“

Der Mann war einen ganzen Kopf größer als Johannes, hatte breite Schultern und den Brustkorb eines Ochsen. Er schnaubte vor Ärger und gab zurück: „Hat dir niemand gesagt, dass man sich auf diesem Wegabschnitt unbedingt beeilen muss? Dass man keine Zeit für Diskussionen hat?“

Irgendetwas ärgerte Johannes an diesem Tonfall. Wer war dieser Mann überhaupt? Warum stellte er sich nicht vor? Mit seinem großen Kopf und etwas wirr herumstehenden roten Haaren sah er so aus, wie Johannes sich einen Berggeist vorstellte.

„Entschuldigung, wer sind Sie? Sind Sie der Gastwirt hier?“

„Ich? Ich bin Umberto, der Herbergsvater, der Bergführer und der Suchtrupp für verirrte Pilger. Und du bist Johannes, nehme ich an.“

Johannes nickte. „Ach so, dann haben Sie mich gesucht? Das tut mir leid.“ Jetzt erst fiel ihm auf, dass Umberto eine Kletterhose und einen recht professionell aussehenden Berganorak trug. Als er ihn auszog, entdeckte er auf seinem roten Pullover das Amulett, das ihn als Pilgervater auswies.

„Du hast keine Ahnung, wie oft ich hier zerschmetterte Pilger aus den Felsen trage! Ja, ich bin aufgebrochen, als ich die Steine rollen hörte. Aber jetzt gebe ich dir erst mal das Essen. Es gibt Bratkartoffel mit Spiegelei.“ Umberto verschwand durch eine Türe in einen Raum, offenbar die Küche, denn bald darauf verbreitete sich ein verführerischer Duft in der Stube. Wenig später stellte der Herbergsvater einen großen Teller Bratkartoffeln mit zwei Spiegeleiern vor ihn. Dann folgte ein großer Krug Bier. „Hier, trink!“, sagte Umberto. „Du trinkst doch Bier?“

Johannes nickte mit vollem Mund. Er war wirklich hungrig. Während er aß, setzte sich Umberto ihm gegenüber auf einen Stuhl. Er hatte seinen Pullover ausgezogen und trug nun nur noch ein dünnes T-Shirt. Still sah er Johannes beim Essen zu.

Nach einiger Zeit sagte er: „Ich war vorhin wohl ein wenig heftig. Aber es ist die Sorge um euch Pilger, die mich antreibt. Manchmal komme ich um ein Weniges zu spät und dann ist es schon passiert.“

Zwischen zwei Bissen fragte Johannes: „Warum muss dieser Weg auch so sehr über die Höhe führen? Warum führt er nicht um den Berg herum?“

Der Herbergsvater schüttelte seinen großen Kopf, „Nein, nein das muss so sein. Da unten im Tal gibt es eine Stadt, die für die Pilger sehr gefährlich ist. Sie schwätzen dir das Ohr ab, da weißt du am Ende nicht mehr, was rechts und links ist.“

„Ich habe jemanden getroffen. Ich denke, er kam von dort.“

Umberto hob seine buschigen Augenbrauen. „So? Und über was habt ihr geredet?“

Johannes schob die letzten Reste auf seinem Teller zusammen und gab Umberto dann eine Zusammenfassung seines Gespräches mit diesem Herrn Klauberg. Der Herbergsvater hörte stumm zu und sagte dann: „Da hast du den Kern der Sache gut erfasst, Johannes! Ja, diese Leute sind selbst Suchende oder sind es einmal gewesen. In ihrem Leben gibt es nichts Wesentliches mehr und darum ärgert es sie, wenn sie Leute treffen, die ein Ziel haben.“

Das war alles so selbstverständlich formuliert und doch oder gerade deshalb ärgerte es Johannes.

„Ich weiß es ja auch nicht recht“, erwiderte er. „Ich meine, ich weiß nichts Genaues über dieses Ziel.“

„Du bist Pilger und weißt das nicht? Warum bist du denn losgegangen?“

Johannes trank den Rest seines Bieres, das gab ihm ein wenig Zeit, nachzudenken.

„Mein Leben erschien mir plötzlich ganz sinnlos“, begann er. „Meine Freunde und ihre Themen, meine Arbeit war zu Ende, alles erschien mir so leer.“

Umberto sagte nichts, er wartete.

„Da war ein Traum. Ich stand an einem breiten Fluss und wusste, dort drüben ist etwas, das ich unbedingt erreichen will. Ich kann es nicht besser erklären, aber es war so, so total, so vollkommen. Und ich war unendlich traurig, dass ich nicht dort war.“ Johannes schwieg. Warum war es so schwer, das Gefühl in Worte zu fassen?

Umberto stand auf und kam mit zwei Bierkrügen zurück. „Ich verstehe, was du sagen willst, Johannes. Es gibt einen Ort, an dem all unsere Sehnsucht gestillt wird, all unser Verlangen nach Leben, nach Liebe und Verstandenwerden. Wo alle Fragen endlich schweigen können. Das ist das Ziel. Aber dein Traum kann auch etwas ganz anderes bedeuten.“

„Was denn?

„Gibt es in deinem Leben einen großen Verlust?“

Johannes musste nicht lange nachdenken. Ja, den gab es.

„Mein Vater! Ich habe ihn nie kennengelernt. Er starb kurz nach meiner Geburt. Meine Mutter hat nie mehr geheiratet. Und als ich 18 war, vor 4 Jahren, ist sie auch gestorben.“

Umberto nahm einen tiefen Schluck aus seinem Krug. „Dein Traum hat noch eine andere Bedeutung“, sagte er. „Die Sehnsucht, die du gespürt hast, ist die Sehnsucht nach deinem Vater und nach deiner Mutter. Dein Ziel ist die Geborgenheit des Kindes. Und das ist das falsche Ziel.“

Johannes starrte ihn an. „Du meinst, ich habe das falsche Ziel? Ich bin gar kein Pilger?“ Er war unwillkürlich zum Du übergegangen, aber Umberto schien das egal zu sein.

„Nein, das meine ich nicht. Der Anfang des Pilgerns kann ein falsches Motiv sein. Ich habe Pilger getroffen, die losgegangen sind, weil sie sich Heilung versprachen. Oder gar, weil sie am Ziel einen Schatz vermuteten. Und du bist losgegangen, weil du heimlich hoffst, am Ende deine Eltern zu treffen.“

„Und wenn es so wäre? Wäre das ein falsches Ziel?“

„Ja, das wäre in der Tat falsch. Wir sollen nicht kindlichen Träumen und Hoffnungen nachgehen, sondern ein Leben bestehen!“

Das hatte Johannes an diesem Tag schon einmal so ähnlich gehört. Aber wenn sein Traum nur eine kindliche Fantasie war, ein Zurück in die heile Kinderwelt, dann war die ganze Mühe ja umsonst.

„Der Herr des Weges nutzt alle möglichen Dinge, um Menschen auf seinen Weg zu bringen, Johannes. Edle und weniger edle Dinge. Das Entscheidende geschieht auf dem Weg, nicht an seinem Anfang.“

„Aber was ist dann das Entscheidende?“

„Du! Wer ist Johannes? Alles, was du bisher im Leben getan hast, haben dir andere Leute gesagt oder vorgelebt. Plötzlich hast du gespürt, dass du all das nicht bist. Und zum ersten Mal gehst du deinen eigenen Weg. Und es ist dieser Weg, der dich verändert, der deinen wahren Kern, den eigentlichen Johannes hervorbringt.“

Johannes sah in seinen Bierkrug und dachte nach. „Aber dann kenne ich das Ziel noch gar nicht?“

„Würdest du es kennen, so bräuchtest du nicht diesen Weg zu gehen. Der Weg bringt dich hervor. An seinem Ende wirst du wissen, wer du bist. Nimm den heutigen Tag. Du hast in einer Diskussion standgehalten und widersprochen. Du hast einen schwierigen Abstieg bewältigt. Wusstest du, dass du das kannst?“

Johannes schüttelte den Kopf. Nein, er war noch nie schwindelfrei gewesen. Und seine Freunde nannten ihn früher immer den „Sowohl-als-auch-Typen“, weil er nie jemandem widersprach.

„Aber warum dann die ganzen Regeln“, fragte er plötzlich. „Das sind doch auch etwas von außen. Ich meine, wenn ich wirklich meinen Weg gehen soll, dann müsste es doch ganz und gar mein Weg sein, oder?“

„Und wo würdest du gehen? Wenn du diesen Berg kennen würdest, dann wüsstest du, dass der Pilgerweg genau auf die einzige Stelle zuläuft, an der ein Abstieg überhaupt möglich ist. Deinen eigenen Weg gehen! Wer würde dir am Abend deine Bratkartoffeln hinstellen?“

„Danke“, murmelte Johannes. „Sie waren wirklich gut.“

Umberto beugte sich vor und sagte ein wenig leiser: „Das ist das Geheimnis dieses Weges, mein Junge. Er bietet dir die Herausforderungen hübsch dosiert, so, dass du sie bewältigen kannst. Der Herr des Weges weiß, was er jedem zumuten kann. Wenn du den Weg verlässt, werden dir Dinge und Menschen begegnen, an denen du zerbrechen wirst.“

Der Herbergsvater sagte noch eine Menge mehr, doch Johannes konnte nichts mehr aufnehmen. Endlich endete das Gespräch und Umberto geleitete ihn in den oberen Stock des Hauses. Dort öffnete er eine Türe und Johannes erblickte eine kleine Kammer mit einem gemütlich wirkenden Holzbett. Wie gut, dass er diese Herberge erreicht hatte!

Wenig später lag er schon in diesem Bett, aber er konnte nun doch noch nicht einschlafen. Der Herbergsvater hatte wesentliche Gedanken geäußert, aber irgendetwas hatte Johannes immer wieder gestört. Und plötzlich wurde es ihm klar: Es war nicht das, was er sagte, sondern wie er es sagte. Er war so voller Sicherheit und Überlegenheit, dass Johannes sich wie ein Kind fühlte, dem etwas erklärt wird.

„Natürlich“, flüsterte er in die Dunkelheit. „Es ist der Herbergsvater, der Vater eben. Und ich bin hier das Kind. Ich hatte nie einen Vater. Warum bist du gegangen, Vater? Wie mein Leben verlaufen, wenn du da gewesen wärst!“ Er spürte, wie die Tränen an seinen Wangen herabtropften, aber es war ihm gleich.

1. **Eine Stadt zum Leben**

Johannes war wieder unterwegs. Die Sonne schien, wie sie Anfang Oktober scheinen kann, der Weg führte wenig anstrengend über Hügel und durch Senken, es war ein goldener Tag. Das Frühstück war ausgezeichnet gewesen und der Herbergsvater hatte ihm ein großes Packet Proviant mitgegeben. Zum Schluss hatte er ihm noch nachgerufen: „Und immer hübsch auf dem Weg bleiben, Junge!“ Fast hätte er zurückgerufen: „Ja, Papa!“, aber das hatte er dann doch nicht getan.

Auf einer Hügelkuppe lud eine Bank zur Rast ein. Johannes ließ sich nieder, packte seine Brote aus und genoss die Stille und die Aussicht. Er fand, er war schon weit gekommen und ein recht erfolgreicher Pilger. Seine Gedanken schweiften zum vergangenen Abend. Ja, dieses Gefühl der Vaterlosigkeit, das hatte ihn überwältigt. Das war ihm noch nie passiert. Es war eine tiefe Sehnsucht, aber auch noch etwas anderes. Verlassenheit? Nein, viel schärfer. Bitterkeit, ja das war das Wort! Andere Jungen hatten Väter, die mit ihnen herumtollten, Fußball spielten oder Radtouren unternahmen. Ja, seine Mutter hatte sich redlich bemüht, aber das war nicht dasselbe. Bitterkeit. Dieses Wort hallte in ihm nach und er spürte sogar einen bitteren Geschmack im Mund. Er begriff allmählich: Da kam in der Gestalt dieses Umberto ein Vater daher und wollte ihn an der Hand nehmen! Aber nun war es zu spät für Bevaterung! „Das hättest du früher tun sollen, jetzt brauche ich keinen weisen Vater mehr!“, murmelte Johannes. Er packte seine Sachen zusammen und stand ziemlich plötzlich auf. Der Tag war auf einmal weniger golden, die Sonne schien nur sehr durchschnittlich und der Weg war eher langweilig.

Nach einer längeren Wegstrecke über grüne Hügel hatte er einen steilen Hang vor sich. Der Pfad führte in deutlich sichtbaren Serpentinen hinauf. Doch es gab auch eine Abkürzung, eine „Direttissima“, die auf kürzestem Wege nach oben führte. Johannes nahm diesen Weg und kletterte rasch nach oben. Schließlich war er jung und hatte eine gute Kondition, auf die er stolz war. In der Mitte des Steilhangs musste er jedoch innehalten und Atem holen. Diese Abkürzung war viel anstrengender als er gedacht hatte. Oben angekommen setzte er sich einen Moment nieder, streckte die Beine von sich und schöpfte Atem. Ob seine Kondition doch nicht so ausgezeichnet war?

Von seinem Sitzplatz sah er in eine Senke hinab. Gerade vor ihm lag eine Ortschaft, die fast schon eine kleine Stadt war. Sie sah hübsch aus mit ihren roten Ziegeldächern und Türmchen. Rings um den Ort zog sich eine Mauer, unterbrochen von vier Toren in alle vier Himmelsrichtungen.

Der Weg machte hier einen großen Bogen, blieb dabei etwa auf gleicher Höhe und verschwand fern im Westen in einer weiteren Hügelkette. Doch es führte auch ein Weg hinunter bis an das Osttor des Städtchens.

„Das ist ein gewaltiger Umweg“, dachte Johannes. „Ich bin ja schon etwas müde und sicherlich schneller dort drüben, wenn ich mitten durch diesen Ort gehe.“ Er wollte sich schon in Bewegung setzen, da entdeckte er an einem kleinen Felsen ein verwittertes Symbol, das einen Weg und einen Berg darstellte. Darunter einen Pfeil, der auf den Pfad durch die Hügel wies.

Er zögerte. Da sah er eine Gestalt, die langsam den Pfad von der Stadt her nach oben stieg. Er wartete, bis sie nähergekommen war. Es war ein Mädchen oder eine junge Frau, so genau war das nicht festzustellen. Der Wind spielte in ihrem langen blonden Haar. Sie trug einen halblangen Rock und eine Bluse, deren oberster Knopf geöffnet war.

Eine leise Stimme irgendwo in seinem Kopf sagte ihm: „Was hast du mit diesem Mädchen zu schaffen? Du solltest dich beeilen, den Weg zu gehen, den du entdeckt hast. Auf, Johannes!“ Er murmelte: „Es kann doch sein, dass dieser Weg viel geschickter ist. Ja, ich weiß, er entspricht nicht ganz den Regeln, aber der Pilgerweg bleibt ja immer in Sichtweite. Also muss man nicht so streng mit sich sein, oder?“

Das Mädchen war während seinen Überlegungen herangekommen. Sie bot wirklich einen hübschen Anblick. Als sie vor ihm stand, lächelte sie und sagte: „Du bist ein Pilger, nicht wahr?“

Johannes nickte und antwortete: „Ja, das bin ich. Aber im Moment frage ich mich, wie ich am besten weiterkomme. Geht der Pilgerweg durch den Ort oder außen herum?“

Die Frau sah ihn mit ihren großen dunklen Augen an, ein Blick, der in Johannes ein Kribbeln auslöste. „Es ist ganz gleich“, antwortete sie. „Außen herum dauert es sehr lange. Durch den Ort geht es schneller. Außerdem haben wir hier eine Pilgerherberge.“

„Eine Herberge? Dann kann es ja doch nicht der falsche Weg sein“, dachte Johannes. Laut sagte er: „Gibt es auch Gäste dort?“

Die Frau lachte. „Aber ja, abends ist die Stube dort voll.“

Es entstand eine kleine Pause, die Johannes in Nöte brachte. Gleich würde sich die junge Frau verabschieden und weitergehen!

„Ich will mich keinesfalls aufdrängen“, fuhr er hastig fort, obwohl er genau das vorhatte. „Können Sie mir nicht zeigen, wo diese Herberge ist?“

„Ich wollte sowieso nur bis hierher laufen“, antwortete die Frau. Sie streckte ihre Hand aus und sagte: „Ich heiße Mara! Und du? Wir können uns doch duzen?“

Er ergriff ihre Hand und die Berührung erzeugte einen Strom von Wärme in ihm. „Ja, klar. Johannes,“ stammelte er. „Ich heiße Johannes.“

„Nun gut, Pilger Johannes. Wenn du jetzt meine Hand wieder loslässt, können wir gehen.“

Während sie den Weg ins Tal schritten, erzählte Mara von der kleinen Stadt, in der sie lebte. „Sie heißt Lebenstedt und es stimmt ja auch, man kann in ihr wirklich gut leben.“ All das andere, was sie erzählte, vergaß er. Ja, er genoss einfach die Wendung dieses Tages und vor allem die Tatsache, neben einer jungen Frau durch eine sonnige Landschaft zu gehen.

Innen am Stadttor bleib Mara stehen und zeigte auf ein großes Gebäude, das in leuchtendem Gelb gestrichen war. „Das ist die Herberge“, erklärte sie. „Sie haben sehr gutes Essen und einen ausgezeichneten Wein.“

Johannes dachte: „Das hätte ich ja auch selbst gefunden. Aber sie wollte es mir zeigen.“ Er drehte sich zu Mara um und fragte: „Sehen wir uns heute Abend?“

Die junge Frau nickte. „Ja, ich komme heute Abend. Aber jetzt muss ich gehen.“

Johannes sah ihr nach, bis sie in eine kleine Gasse abbog.

Die Herberge in Lebenstedt wirkte so ganz anders als die, die Johannes bisher kennengelernt hatte. Als er die Eingangstüre öffnete, stand er in einem Gang, der mit dunklem Holz getäfelt war. An den Wänden standen kostbar geschnitzte Truhen. Rechts und links gingen Türen ab, auf denen kleine Schilder auf die Verwendung der Zimmer wiesen. Johannes erblickte ein Schild mit der Aufschrift „Gaststube“ und trat ein.

Der Raum, den er betrat, war leer. Er erblickte eine Ansammlung von Tischen und Stühlen, die an eine der Wände geschoben waren. Er wollte die Türe wieder schließen, doch in diesem Moment öffnete sich eine andere Türe rechts von ihm und eine alte Frau trat ein. Sie hielt einen Schrubber und einen Eimer in den Händen und ging zielstrebig in den Raum. Doch sobald sie Johannes sah, blieb sie abrupt stehen und starrte ihn an.

„Entschuldigung““, sagte Johannes. „können Sie mir sagen, wo ich mich anmelden kann? Ich bin Pilger.“

Die Alte sah sich um und flüsterte dann: „Verschwinde, Pilger! Geh schnell!“ Doch in diesem Moment trat ein äußerst beleibter Mann hinter ihr durch die Türe. Die Frau verstummte augenblicklich und wandte sich ihrem Schrubber zu. Der Mann trug einen speckigen Lederwams und eine fleckige Leinenhose, die sich um seinen mächtigen Bauch spannte. Seine bloßen Füße steckten in groben Holzpantinen.

„Ich bin hier der Wirt“, sagte er mit dröhnender Stimme. „Und du scheinst mir ein Pilger zu sein?“

„Ja, ich suche eine Herberge“, antwortete Johannes. „Hier ist doch die Pilgerherberge?“

„Aber ja, wir haben viele Pilger hier. Sie kommen heute Abend alle zum Essen.“

Johannes sah, wie die Frau hinter dem Wirt eine hilflose Bewegung mit ihren Händen machte. „Da kann man nichts mehr machen!“, schien sie sagen zu wollen.

Der Wirt wies auf die Türe, durch die er gekommen war: „Hier entlang, Pilger! Ich zeige dir dein Zimmer. Du wirst dich sicherlich ein wenig ausruhen wollen!“

Nein, das wollte er nicht, aber er musste doch der freundlichen Einladung folgen.

Das Zimmer lag unter dem Dach und war gemütlich eingerichtet. Ein großes Bett füllte den Raum zur Hälfte aus, daneben stand ein kleiner Schreibtisch und an der Wand ein sicherlich kostbarer Bauernschrank. Neben dem Bett bemerkte er auf einem kleinen Nachttisch eine Karaffe mit einer dunkelroten Flüssigkeit.

Der Wirt trat hinter ihm in das Zimmer und wies auf das Getränk.

„Du wirst durstig sein“, meinte er. „Da ist frischer Kirschsaft. Wenn du mehr willst, melde dich nur. Nun ruhe dich aus! Am Abend werde ich dich zum Essen holen.“

Als der Wirt gegangen war, setzte sich Johannes auf das Bett und dachte nach. Die Worte der Frau hatten ihn sehr beunruhigt. Warum sollte er verschwinden? Gab es denn eine Gefahr? Hatte er faslch gehandelt?

Er ergriff die Karaffe und setzte sie in Ermangelung eines Trinkglases an den Mund. Das war wirklich ein köstliches Getränk! Er spürte, wie er sich entspannte. „Ich kann ja jederzeit weitergehen“, sagte er zu sich selbst. „Noch ist es Nachmittag, ich kann ohne weiteres wieder gehen und noch die Höhe jenseits der Stadt erreichen.“

Ja, er wollte sich erheben, doch nun spürte er eine unerklärliche Schwere in seinen Gliedern.

„Erst ein wenig ausruhen“, murmelte er. „Nur ein wenig.“

Er erwachte von einer Berührung, schlug die Augen auf und sah ein Gesicht so dicht über sich, so dass er es nicht erkennen konnte.

„Endlich erwacht der Schläfer“, sagte eine helle Stimme. Mara, natürlich, das war Mara! Sie saß auf dem Bett, beugte sich über ihn und gab ihm einen langen Kuss auf den Mund. Sein Körper begann zu kribbeln. Träumte er? Doch nein, sie war da.

Mara stand auf und zog ihn halb aus dem Bett. „Aufstehen!“, rief sie. „Das Abendessen wird kalt!“

Er schwankte ein wenig, als er hinter ihr die steile Treppe hinabstieg, die von den oberen Gemächern in die Wirtsstube führte. Auf den letzten Stufen kam ihnen fröhlicher Lärm entgegen.

Die Stube war nun gut gefüllt. Vielleicht 20 oder 30 junge Männer und Frauen saßen an Tischen und aßen und tranken. Letzteres offenbar sehr reichlich. Mara führte ihn an einen Tisch, der nur halb besetzt war. Der Wirt tauchte aus dem Hintergrund auf und stellte einen vollgefüllten Teller vor ihn hin.

„Das Wecken habe ich Mara überlassen“, sagte er mit leicht schmierigem Grinsen. „Was willst du trinken, junger Pilger? Bier, Wein oder Schnaps?“

Johannes bestellte einen Wein. Ob das hier alles frei war? Möglicherweise überstieg dieses Essen seine Geldvorräte bei weitem! Vor sich auf dem Teller sah er ein Stück gegrilltes Geflügel, wahrscheinlich Gans oder Ente. Daneben gab es frisches Gemüse, Kartoffeln und eine köstlich riechende Soße.

Während Johannes aß, erzählte ihm Mara, wie ein solcher Pilgerabend gewöhnlich ablief. Sie saß ihm gegenüber und blickte ihn immer wieder mit großen Augen an, so als wollte sie sagen: „Du bist für mich etwas ganz Besonderes!“

„Die Pilger erzählen ihre Weggeschichten“, berichtete Mara. „Sie haben viele tolle Erlebnisse. Und später singen wir ihre Lieder und unsere Lieder. Wir haben hier in Lebenstedt sogar zwei Liederdichter und mehrere berühmte Sänger. Du wirst sie noch kennenlernen!“

„Ja, ja“, sagte der Mann, der neben ihm aß. „Wo man singt, da lass dich ruhig nieder. Böse Menschen haben keine Lieder!“

Johannes betrachtete den Buschen neben ihm zum ersten Mal richtig. Er trug eine dünne weiße Hose und einen bestickten Kittel. Seine Füße steckten in ähnlichen Holzschuhen wie die des Wirtes. Er sah nicht wie ein Pilger aus.

„Bist du auch auf dem Weg?“, fragte er ihn.

„Was denn für ein Weg?“

„Na, ich meine den Pilgerweg. Ich habe gehört, dass hier alle Pilger sind.“

Sein Nachbar grinste vor sich hin, als er antwortete. „Ja, das stimmt schon. Wir sind alle Pilger, aber momentan machen wir Pause.“

„Wie meinst du das, Pause machen?“

„Naja, der Weg hierher war ja ziemlich eintönig, nicht wahr? Wir genießen ein bisschen die Stadt, lernen neue Leute, also Pilger kennen und amüsieren uns ein wenig. Warum bist du denn hier?“

Johannes stutzte. Ja, warum war er hier?

„Ich habe den Weg durch die Stadt gewählt, weil er kürzer war“, sagte er unsicher.

„Der Pilgerweg geht außenherum. Der ist aber ziemlich anstrengend. Aber mach dir keine Sorgen, du kannst ihn ja morgen wieder erreichen.“

„Aber die Regel! Man soll doch den Weg nicht verlassen!“

Der junge Mann lachte ein wenig. „Ach, das sehen wir hier nicht so eng. Du weißt ja, wo du wieder auf ihn triffst. Man braucht manchmal einfach etwas Anderes, nicht wahr?“ Er prostete Mara zu, die schweigend zugehört hatte.

Johannes leerte sein Weinglas und versuchte dabei seine Gedanken ein wenig zu ordnen. Hatte Mara ihn nicht angelogen? Und war der Wirt wirklich Herbergsvater eine Pilgerherberge? Trug er das Amulett? Er hatte nicht darauf geachtet und konnte sich nicht daran erinnern.

„Nun sind wir schon mal hier zusammen“, schaltete sich Mara ein. „Ich wollte eben diesen Abend hier mit dir verbringen, Johannes. Ich gebe ja zu, dass ich da nicht ganz ehrlich war. Morgen gehen wir zum anderen Tor hinaus und du bist bald wieder auf deinem Weg.“

Sie ergriff einen Krug und füllte sein Glas bis zum Rand. Dabei beugte sie sich vor und Johannes betrachtete den Ansatz ihrer Brüste. Ihm wurde plötzlich sehr warm.

Den Rest des Abends hatte er nur noch schemenhaft in Erinnerung. Zuerst wurden tatsächlich abenteuerliche Geschichten vom Pilgerweg erzählt, die allesamt darauf hinausliefen, dass der Erzähler eine Heldentat vollbracht hatte. Danach traten zwei Sänger auf, die in kurzer Zeit den ganzen Saal zu grölendem Singen und Stampfen brachten. Johannes kannte die Lieder nicht, aber sie waren so einfach, dass er sie bald mitsingen konnte.

Es mochte bereits Mitternacht sein, als Mara aufstand und zu ihm trat.

„Ich geh nach Hause“, sagte sie. „kommst du noch mit nach draußen, Johannes?“

Das ließ er sich nicht zweimal sagen. Als er aufstand, schwankte er leicht, aber er bemühte sich, gerade zu laufen. Mara führte ihn zur Türe der Stube hinaus und blieb im Gang stehen.

„Na, du hast ganz schön viel getrunken, Pilger Johannes“, sagte sie spöttisch. „Es wird besser sein, ich bringe dich hinauf.“

Sie stiegen miteinander die enge Stiege hinauf und Mara führte ihn in sein Zimmer. Sie traten ein und Mara schloss leise die Türe. Plötzlich drückte sie sich an ihn und er spürte ihre Lippen auf den seinen. Einen Augenblick später lagen sie auf dem Bett. Wollte er das? Aber warum nicht? War es einem Pilger verboten, mit einem Mädchen zu schlafen? Er konnte sich an keine entsprechende Regel erinnern. Besser gesagt, er konnte sich an gar keine Regeln mehr erinnern. Mara war aufgestanden und hatte seinen Pilgermantel ergriffen. Was tat sie denn da? Sie hatte sich in seinen Mantel gehüllt und er begriff, dass sie darunter nackt war. Irgendwo in seinem umnebelten Gehirn meldete sich eine Stimme, die sagte: „Das ist nicht gut, das ist falsch!“ Doch Mara öffnete den Mantel und legte sich auf ihn. Da verstummte die Stimme rasch.

Das Erste, das er am nächsten Morgen bemerkte, war ein Sonnenstrahl, der durch das Fenster fiel. Er beschien den Pilgermantel, der halb über dem Bett hing. Der Stoff schimmerte in blauen und grünen Tönen. „Ein seltsamer Stoff“, dachte er. Doch dann fiel sein Blick auf Maras Körper, der halb unter dem Mantel verborgen lag. Ihr Gesicht war in ihrem Arm verborgen, das blonde Haar lag wie gesponnenes Gold auf dem Kissen.

Liebte er dieses Mädchen? Sicherlich nicht mehr als er Biggy geliebt hatte. Aber sie hatte ihn gewollt! Trotzdem war es nun an der Zeit, seine Pilgerreise fortzusetzen. Vorsichtig richtete er sich auf.

In diesem Moment flog die Türe auf. Ein Mann stürmte ins Zimmer, der sicherlich einen Kopf kleiner war als Johannes. Dahinter erschien eine uniformierte Gestalt und sie war mindestens einen Kopf größer als er.

Der Kleinere ergriff den Pilgermantel, zog ihn mit einem Ruck an sich und enthüllte so Maras weißen Leib. Ehe Johannes noch protestieren konnte, rief er: „Der Fall ist eindeutig! Der Pilger Johannes ist mit dem Mädchen Mara im Bett angetroffen worden. Und wir haben Zeugen dafür.“

Hinter dem Uniformierten erschien nun der Wirt und grinste genüsslich angesichts des Schauspiels, das sich ihm bot. Johannes hatte die Bettdecke ergriffen und versuchte, seine Blöße einigermaßen zu bedecken. Mara, die endlich erwacht war, stand auf und zog in aller Ruhe ihre Kleider an, so als wäre sonst niemand im Raum. Johannes konnte nicht glauben, was er sah.

Als sie endlich fertig war, verließ das Mädchen ohne ein weiteres Wort den Raum. Der Kleinere hatte sich an den Schreibtisch gesetzt, zog ein Blatt Papier und einen Stift aus seiner Jacke und begann zu schreiben. Währenddessen stand der Uniformierte dicht vor Johannes am Bett., so als wolle er ihn an jedem Fluchtgedanken hindern.

Der Schreiber kritzelte auf sein Papier und murmelte dabei vor sich hin: „Johannes, Walker, nicht wahr? Also Pilger Johannes Walker hat den Beischlaf mit Mara von der Mauer vollzogen. Deshalb wird er so lange in der Stadt bleiben, bis sich etwaige Folgen dieses Zusammenseins einstellen. Er wird in dieser Zeit für seinen Unterhalt aufkommen. Falls Walker nichts besitzt, wird er dafür arbeiten.“

Johannes war wie betäubt. Er sollte in der Stadt bleiben und arbeiten? Verdammt, er war Pilger, er musste weiter!

Der Schreiber wandte sich ihm zu und hielt ihm Papier und Stift unter die Nase: „Hier unterschreiben“, schnarrte er.

Johannes zog die Bettdecke noch ein wenig höher. „Warum sollte ich?“, rief er empört. „Ich habe nichts Verbotenes getan!“

„Wie mans nimmt“, antwortete der Schreiber. „Meinst du, wir lassen zu, dass jeder dahergelaufene Pilger unsere Mädchen schwängert? Du bleibst so lange hier, bis klar ist, ob du ihr ein Kind gemacht hast!“

„Und wenn? Was dann?“

„Dann heiratest du sie und bist fortan Bürger unserer schönen Stadt!“

Johannes presste die Lippen aufeinander. Trotz seines pochenden Schädels begriff er rasch, was hier gespielt wurde. Sie hatten ihn hereingelegt! Mara, die jungen Leute gestern, der Wirt und nun dieser Schreiberling.

„Das unterschreibe ich nicht“, sagte er trotzig.

„Dann wirst du diese Zeit in unserem Gefängnis verbringen.“ Der Schreiber wandte sich an den uniformierten Hünen. „Gregor, bring ihn fort.“

Gregor ergriff die Decke und zog sie mit einem Ruck vom Bett. Dann packte er Johannes und zerrte ihn zur Türe.

„Halt“, rief Johannes. „Gebt mir meine Kleider!“

„In unserem Gefängnis ist es warm“, erwiderte der Schreiber. „Du wirst dort keine Kleider brauchen. Unglückseligerweise ist es ein weiter Weg durch die Stadt. Aber wenn du deine Kleider doch willst….!“ Er hielt ihm wieder das Blatt und den Stift hin.

Die Vorstellung, nackt durch die Stadt in irgendein Gefängnis geführt zu werden, erschreckte Johannes zutiefst. Würden sie das wirklich tun? Es sah so aus.

Nachdem er unterschrieben hatte, durfte er sich tatsächlich anziehen. Währenddessen überlegte er fieberhaft, wie er seiner Lage entkommen konnte. Er war keinesfalls bereit, Wochen oder Monate darauf zu warten, ob Mara nun schwanger war oder nicht. Er würde bei der ersten guten Gelegenheit weglaufen! Nur gut, dass er sich gegen das Gefängnis entschieden hatte, bei irgendeiner Arbeit würde er schon eine Möglichkeit finden, das Weite zu suchen.

„Gregor, die Fessel“, hörte er den Schreiber sagen.

Der Angesprochene zog einen Gurt aus der Tasche und kniete sich vor Johannes hin. Er spürte, wie der Hüne diesen Gurt um sein Bein schlang und zuzog.

„Das ist ein elektronisches Gerät“, erklärte der Schreiber. „Wenn du es entfernst, macht es Lärm. Wenn dir etwa einfallen sollte, die Stadt zu verlassen, ebenfalls. Du siehst, wir kennen unsere Pilger!“

Gregor stand auf und packte ihn beim Arm. Ohne ein Wort zu verlieren, schob er ihn zur Türe hinaus und die Treppe hinunter. Zurück blieben sein Rucksack, sein Anorak und der Pilgermantel.

1. **Gefangen**

Der Stein zu seinen Füssen wollte nicht zerspringen. Noch einmal holte Johannes mit voller Kraft aus und ließ den schweren Hammer auf die Kerbe, die er dem Brocken schon zugefügt hatte, niedersausen. Umsonst! Der Aufseher, der seitlich auf einem Mauervorsprung saß, grinste.

„Heute sind wir ein bisschen schwach, was?“, sagte er. „Du hättest gestern mehr arbeiten sollen, mein Freund.

Johannes nickte stumm, schwieg aber. Jeder in die richtige Größe gebrachte Stein zählte am Abend. Und nur der, der die vorgeschriebene Anzahl geschafft hatte, bekam etwas zu essen. So einfach waren die Regeln in Lebenstedt. Gestern hatte er drei Steine zu wenig gehabt. Aber heute würde er es schaffen! Wieder hob er den Hammer und schlug zu. Mit einem dumpfen Laut zersprang der Stein in zwei Hälften. Zwei mehr!

Sieben Wochen waren seit seiner Verhaftung vergangen. Mara hätte längst wissen müssen, ob sie nun schwanger war oder nicht. Wahrscheinlich war es längst klar, aber sie wollten ihn hier als billige Arbeitskraft festhalten. Dabei hatten sie hier durchaus Maschinen, die Steine zerkleinern konnten. Diese Arbeit war reine Schikane, nichts anderes. Was würde er tun, wenn Mara ein Kind von ihm erwartete? Er wusste es nicht. Er hatte keine Lust, sein Leben mit dem Mädchen zu verbringen, das ihn so getäuscht hatte. Andererseits waren seine Aussichten, aus der Stadt zu entkommen, gleich Null. Das lag nicht nur an dieser verdammten Fußfessel, sondern auch an den Mauern. Er hätte nie gedacht, dass solche mittelalterlichen Mauern ihn einmal aufhalten könnten. Sie waren leider sehr hoch und in einem ausgezeichneten Zustand. Es war grotesk: Er selbst fügte bei seiner Arbeit Stein um Stein zu der Mauer dazu. „Ich baue mein eigenes Gefängnis“, dachte er. „Wie sinnreich!“

Einmal hatte er versucht, durch eines der beiden Stadttore zu gehen. Seine Fußfessel hatte einen Höllenlärm von sich gegeben und die Wachen hatten ihn danach ziemlich übel zugerichtet. Das konnte er also vergessen.

Am Abend hatte Johannes wirklich die erforderliche Anzahl Steine zusammen. Mit zwei anderen Strafarbeitern saß er in einem Verschlag, der sich an die Mauer lehnte und verschlang eine pampige Masse aus Grießbrei und Karotten. Es schmeckte grauenhaft, schien aber nahrhaft zu sein.

Er brauchte einen Plan, um aus der Stadt zu entkommen. Es musste doch irgendeine Möglichkeit geben! Er durfte sich in der Stadt frei bewegen, aber nach zwölf Stunden Steineklopfen hatte er einfach keine Kraft mehr dazu.

Der Arbeiter rechts neben ihm sah ihn seit einiger Zeit stumm an. Es war ein erstaunlich kleines Männchen, bei dem sich Johannes fragte, wie er es fertigbrachte, den schweren Hammer hochzuheben. Er hieß Kuno und war wie er Pilger gewesen. Und er war genauso hereingelegt worden wie Johannes, allerdings mit dem traurigen Unterschied, dass sein „Mädchen“ schon verheiratet gewesen war. Kuno war sonst recht einsilbig, aber nun brach er das Schweigen und sagte: „Du denkst daran, wie du hier herauskommst, nicht wahr?“

Johannes wurde rot und antwortete: „Nein, nein, ich denke an gar nichts.“

Kuno grinste. „Du kannst es ruhig zugeben. Wir alle hatten diese Zeit, in der wir uns alles Mögliche überlegt haben. Ich kannte mal einen, der hat sich ein Paar Flügel gebaut und wollte damit über die Mauer fliegen.“

„Und? Hat er es geschafft?“

„Nein, er ist von einem Hausdach gefallen und hat sich den Hals gebrochen. Letztes Jahr ist einer bei Hochwasser durch den Abflusskanal geschwommen. Aber natürlich gibt es da ein Gitter, an dem er hängen geblieben und jämmerlich ersoffen ist. Es ist sinnlos, verstehst du? Wenn ich ein Mädchen hätte, das mich haben will, dann wüsste ich, was ich täte. Mensch, Johannes, du wirst dein ganzes Leben lang Steine klopfen, wenn du sie nicht nimmst. Die lassen uns nicht einfach gehen!“

Johannes schwieg. Das war es, was er befürchtet hatte. Aber er war nicht bereit, nachzugeben. Noch nicht.

„Du bist doch auch Pilger, Kuno! Hast du denn keine Sehnsucht danach, weiterzugehen und eines Tages anzukommen?“

Kuno starrte in die Dunkelheit. „Ich weiß nicht“, sagte er schließlich leise. „Es ist schon Jahre her, dass ich unterwegs war. Am Anfang denkst du noch, du seiest Pilger. Aber mit den Jahren begreifst du, dass du nichts anderes bist als ein Steineklopfer, der an seinem eigenen Gefängnis baut. Jeder Traum zerbricht irgendwann.“

„Du wehrst dich nicht mehr dagegen? Du hast aufgegeben?“

„Das wirst du in ein oder zwei Jahren auch tun, mein Freund. Die Pilgerei bleibt ein schöner Traum für schlaflose Nächte, mehr nicht. Und früher oder später muss sowieso jeder Pilger einsehen, dass die schönen Träume nur sind, was sie sind: Träume eben! Der eine klopft dann Steine, der andere darf wenigstens heiraten. Je eher du das begreifst, umso besser für dich.“

In der Nacht konnte er nicht einschlafen. Er lag auf seinem Strohlager, seine Arme schmerzten und er hatte Durst. War es besser, das Pilgern aufzugeben und sich an die Realität zu halten? Wieder und wieder versuchte er, sich das Leben als Bürger der Stadt an der Seite Maras vorzustellen. Aber immer wieder blieb er an einem Punkt hängen. „Sie hat mich betrogen“, murmelte er. „Sie hat Liebe geheuchelt, verdammt, ich will sie nicht!“ Er war noch nicht bereit, seinen Traum aufzugeben.

 Zum ersten Mal in all den Wochen dachte er an den Herrn des Weges. Gab es ihn wirklich? Und wenn es ihn gab, konnte er ihn hier sehen und hören? Aber warum sollte er sich für ihn, den gescheiterten Pilger Johannes interessieren? Zum ersten Mal in diesen Wochen versuchte er, diesen seltsamen Herrn anzusprechen.

„Du Herr des Weges“, flüsterte er. „Ich fürchte, ich habe Mist gebaut. Ich habe deinen Weg verlassen. Kannst du mir helfen? Gib mir irgendein Zeichen, dass du mir helfen willst! Bitte!“

Johannes lauschte in die Dunkelheit. Nichts regte sich. Was hatte er denn erwartet? Eine Stimme vom Himmel? Stattdessen breitete sich in ihm die Dunkelheit aus, gegen die er sich seit vielen Tagen gewehrt hatte. Was er auch tat und worauf er hoffte – es war sinnlos! Er war ein gescheiterter, ja, ein verworfener Pilger. Hatte er das Ganze überhaupt ernst genommen? War er je ein Pilger im engeren, eigentlichen Sinne gewesen? Oder doch nur ein neugieriger Wanderer? Nein, er war am Ende. Warum ging er nicht einfach zu Mara und nahm das Schicksal an, das offenbar für ihn bestimmt war? „Ich bin nicht wirklich bereit, etwas zu tun!“ Woher kam dieser Gedanke? War er bereit, in irgendeiner Weise aktiv zu werden? Aber was konnte er denn tun? Sich von der Mauer stürzen und hoffen zu überleben? Nun gut, er konnte aufstehen und durch die Stadt laufen. Das war nicht verboten. Aber seine Glieder schmerzten, sein ganzer Körper verlangte nach der kurzen Nachtruhe, die ein Steineklopfer bekam. „Willst du ein Steineklopfer oder ein Pilger sein?“ Wieder so ein merkwürdiger Gedanke!

Johannes stand auf, stieg vorsichtig über den schlafenden Kuno hinweg und trat vor die schiefe Hütte, in der die Mauerarbeiter hausten. Er lief die enge Gasse hinunter, die von der Mauer ins Innere der Stadt führte. Hier war kein Mensch zu sehen. Dann trat er auf den langen Marktplatz hinaus, der sich schnurgerade von Nord nach Süd hinzog. Dieser Platz war eher eine Straße, die breiter als gewöhnlich war und von einem schlammigen Kanal in zwei Hälften geteilt wurde. Große Platanen streckten ihre Äste über den Graben. Johannes blieb am Rande des Kanals stehen. Der Geruch fauligen Fleisches und verrotteten Obstes stieg in seine Nase. Der Kanal enthielt in dieser Jahreszeit kaum Wasser. Ein dünnes Rinnsal, das von den Bergen herabfloss, hielt den Schlamm des Grundes ein wenig feucht und war viel zu schwach, um den Unrat und die Exkremente der Stadt fortzuspülen. Nur wenn heftige Gewitter in den Bergen niedergingen, verwandelte sich das Rinnsal in einen tosenden Bach, der all die unerwünschten Dinge mit sich fortriss.

„Ich bin auch wie so ein stinkender Kanal“, dachte er. „Da ist zu viel Unrat in mir. Ich bräuchte auch einmal einen reinigenden Strom, der mit fortreißt, was nicht dahin gehört.“ Er lauschte in die Stille der Nacht und stellte enttäuscht fest, dass ihm nirgendwo eine Antwort auf seine Bitten entgegenkam. Was hatte er denn erwartet? Er schüttelte den Kopf und wandte sich zum Gehen. Sein Weg führte ihn durch eine enge Gasse am Rathaus vorbei. Während er so vor sich hin trottete, bemerkte er ein Fenster, aus dem ein matter Lichtschein auf die gegenüberliegende Hauswand fiel. „Da arbeitet wohl noch jemand“, dachte Johannes. Er blieb stehen und lauschte. Da waren die Stimmen zweier Männer zu hören, die nur undeutlich zu verstehen waren.

„Ist nicht meine Schuld“, klagte eine hohe Stimme.

„nicht gesagt“, antwortete eine andere, tiefere Stimme.

Dann verfielen beide Stimmen in ein unverständliches Gemurmel, so dass Johannes sich schon wegwenden und weitergehen wollte.

„Es ist mein Befehl, das gleich morgen zu erledigen!“, sagte nun die tiefere Stimme deutlich vernehmbar.

„Aber es ist viel zu kalt dort unten im Wasser. Kann das nicht warten?“

„Keinen Tag! Ich gab euch das neue Gitter schon letzte Woche!“

Wieder verfielen die Stimmen in unverständliches Gemurmel. Bald darauf wurde das Licht gelöscht und Johannes fand sich in der Stille der Gasse wieder.

„Ein Gitter“, flüsterte er. „Ein Gitter im Wasser!“ Sollte es das Gitter sein, das Kuno erwähnt hatte? Nein, auf so eine vage Vermutung hin konnte er nicht sein Leben riskieren! Aber war es denn lebensgefährlich, den Auslass des Kanals unter der Stadtmauer zu untersuchen? Momentan floss ja kaum Wasser. Und die Fußfessel? Würde sie auch dort einen Alarm auslösen?

Zögernd schritt er durch die Gassen, während er hin und her überlegte. Endlich stand er am Ende einer Gasse, die genau dort auf die Mauer traf, wo das Wasser des Kanals unter der Mauer hindurch nach außen floss.

Er lauschte und hörte die Schritte der Wachen auf der Mauer. Doch die Männer dort oben konnten ihn in dem engen Spalt zwischen der Mauer und dem letzten Haus unmöglich entdecken. Nach wenigen Schritten stand er am Kanal, der sich hier verbreiterte und einen kleinen Tümpel bildete. Auch wenn er es nicht sehen konnte, es war deutlich zu riechen: Hier sammelte und staute sich der gesamte Unrat und Schlamm der Stadt, den vergangene Fluten hierher transportiert hatten. Er hatte die bestialisch stinkende Kloake der Stadt vor sich. Und dort sollte er nun hineinsteigen und womöglich hindurchschwimmen?

„Das kann ich nicht“, flüsterte Johannes. „und ich weiß ja gar nicht, ob das Gitter wirklich fort ist!“

Er lauschte in die Nacht. Die mondlose Stille lastete wie ein Zentnergewicht auf ihm. Keine Stimme sagte ihm, was er tun solle, kein rettender Gedanke erschien. Er war ganz auf sich gestellt. Er musste entscheiden.

Wieder zogen Bilder an seinem inneren Auge vorbei: Das Wirtshaus, Maras üppiger Körper, die Steine, die er behauen hatte. Und dann der Pfad vor der Stadt, den er verlassen hatte.

„Verdammt, ich will Pilger sein!“, flüsterte er. Tränen rannen ihm die Wangen hinunter. „Um alles in der Welt, ich will nicht hier leben!“

Mit entschlossenen Bewegungen zog er Schuhe und Hose aus, wickelte die Holzpantinen in seine Arbeiterhose und hielt beides mit einer Hand auf dem Kopf fest. Vielleicht war dieser Tümpel ja doch nicht so tief! Seine Füße berührten das dunkle Wasser. Es war entsetzlich kalt! Johannes biss die Zähne zusammen und watete tiefer in den Tümpel hinein. Und nun war es nicht mehr der Gestank, sondern es war die Kälte, die ihm zusetzte. Er watete in grundlosem Schlamm und brauchte seine ganze Kraft, um seine Füße wieder und wieder aus dem Morast zu ziehen. Was, wenn dieser Schlamm Scherben oder Schlimmeres enthielt? Er tastete vorsichtig herum, aber seine Füße waren schon gefühllos geworden. Jetzt war er dem Loch unter der Mauer nahe! Er zog den Kopf ein, hielt sein Bündel vor sich und schlüpfte in den engen Gang. Hier gab es keinen Schlamm im Untergrund, sondern festes Mauerwerk. Wenn es ein Gitter gab, dann musste es hier sein. Seine tastende Hand fuhr an glitschigen Steinen vorbei. Plötzlich hielt er ein Stück Eisen in den Fingern. Er zog daran und spürte, wie es ein wenig nachgab. Als er es wieder losließ, gab es ein klingendes Geräusch, so als schlüge jemand eine scheppernde Glocke an. Das Gitter! Es war zur Seite gebogen und hing nur noch an einer Wand fest! Johannes lauschte in die Stille. Ob die Wachen das Geräusch gehört hatten? Alles blieb still. Und es gab auch keinen Alarm wegen der Fußfessel. Nicht hier.

Er unterdrückte mühsam einen Jubelruf und strebte hastig vorwärts. Fast im gleichen Moment fuhr ein scharfer Schmerz durch sein rechtes Bein. Irgendein Eisenstück am Grunde streifte seine Wade und schnitt tief in sein Fleisch. Doch Johannes biss die Zähne zusammen. Die Kälte betäubte den Schmerz und die Aussicht, freizukommen, tat ein Übriges.

Und tatsächlich! Nach wenigen Schritten sah er über sich Sterne funkeln. Der Kanal setzte sich jenseits der Mauer in einem tiefen Graben fort, den er nun leise entlang kroch. Endlich wagte er es, sich aufzurichten und die Böschung emporzuklettern. Er war frei, er war wieder Pilger!

Zugleich aber fühlte er einen brennenden Schmerz in seinem rechten Bein. Er tastete mit der Hand nach der Stelle und fühlte Blut, das aus einer klaffenden Wunde rann. Hätte er doch wenigstens ein wenig sauberes Wasser gehabt! So aber zog er Hose und Schuhe über den stinkenden Schmutz. „Das kann böse enden“, murmelte er. „Daran kann ich sterben, wenn sich das entzündet.“

Im Licht der Sterne fand er nur mühsam seinen Weg. Johannes schleppte sich um die Stadtmauer herum, immer in gehörigem Abstand, um den Wachen nicht aufzufallen. Endlich traf er auf die Straße, die vom westlichen Stadttor in die Berge führte. Dort oben musste dieser Weg auf den Pilgerweg treffen. Er war frei, er war wieder Pilger! Nur darauf kam es an! Doch anstatt nun froh voranzuschreiten, humpelte er mit zusammengebissenen Zähnen die Straße entlang. Das Bein pochte, der Schmerz raubte ihm fast den Verstand. Und er fühlte, wie das Leben aus seiner Wunde herausrann und seine Kräfte schwanden.

Als er endlich den Pfad erreichte, nach dem ihn so verlangt hatte, wurde ihm schwarz vor Augen. Er setzte sich auf einen Stein und sank bald darauf in sich zusammen. Er hatte die Freiheit gewählt, aber nur, um nun auf dem Pilgerweg zu sterben. Was geschah mit Pilgern, die unterwegs starben? Das war sein letzter Gedanke.

1. **Ein böses Erwachen**

Johannes Blick fiel auf eine fremde Landschaft. Ein dunkler Fluss schlängelte sich durch grüne Wiesen. Auf diesem Fluss trieb ein Boot, in dem mehrere Leute saßen. Jenseits des Flusses bemerkte er ferne Hügel, von denen einer mit einer Burg oder Stadt gekrönt war, von der helle Strahlen ausgingen. „Ziemlich kitschig“, murmelte er und begriff dann erst, dass er ein Gemälde betrachtete. Er lag auf dem Rücken und das Bild hatte der Künstler auf die gekalkte Decke gemalt.

„Ja, es ist nicht besonders gut“, sagte eine sanfte Stimme neben ihm. „Aber sei froh, dass du überhaupt noch etwas in dieser Welt sehen kannst.“

Johannes wandte den Kopf und bemerkte eine Frau, die auf einem Stuhl saß. Er selbst lag auf einem niedrigen Bett und war mit einer leichten Decke umhüllt. Die Frau schien sehr alt zu sein, ihr Gesicht war von vielen Runzeln durchzogen, wirkte aber dennoch offen und freundlich. Sie hatte sich in einen gelben Umhang gehüllt, der vorne von einer großen Brosche zusammengehalten wurde. Auf dieser Brosche entdeckte Johannes das Zeichen des Pilgerweges. „Ja, klar“, schoss ihm durch den Kopf. „Ich bin ja wieder Pilger!“

„Ich bin Nola, die Hüterin dieser Herberge“, stellte sich die Frau vor. „Du bist schon einige Wochen hier bei mir. Wir haben um dein Leben gekämpft, denn du warst sehr krank.“

Krank? Johannes fiel plötzlich die entsetzliche Wunde ein, die das geborstene Gitter in seine Wade geschnitten hatte. Im selben Moment fühlte er einen Schmerz im Bein, der ihn zusammenzucken ließ. Er tastete nach der Wade, aber seine Hand griff ins Leere.

„Ich wollte es dir schonender beibringen“, seufzte Nola. „Aber nun hast du es schon bemerkt, Johannes. Ja, wir mussten dein Bein abnehmen. Die Infektion war schon weit fortgeschritten und sie wäre sonst tödlich verlaufen.“

Johannes tastete mit seiner Hand unter der Decke herum. Tatsächlich, das rechte Bein endete knapp unterhalb des Knies! Sein Gehirn weigerte sich, das zu akzeptieren. Er träumte sicherlich. Ein Alptraum! Er würde gleich aufwachen und ihn Biggy erzählen. „Ich habe etwas Interessantes geträumt…!“

Die Stimme der alten Nola unterbrach seine Fantasien. „Umberto hat dich gefunden! Er hat dich den ganzen Weg hierher getragen. Ohne ihn wärst du dort auf dem Weg gestorben.“

Johannes suchte nach Worten. Endlich stieß er hervor: „Das wäre besser gewesen! Ich bin ein Krüppel! Ein einbeiniger Pilger! So ein Witz!“

„Wir werden später darüber sprechen“, sagte Nola sanft. „Zuerst ist es wichtig, dass du etwas isst, damit du Kräften kommst, Johannes.“

Er wollte widersprechen, wollte sagen, dass es keinen Sinn machte, wieder auf die Beine zu kommen. Aber die Worte blieben ihm im Hals stecken. Er würde ja nie wieder „auf die Beine kommen“!

Das Essen, das Nola ihm brachte, bestand aus einem köstlichen Reisgericht mit einer roten Soße, deren Geschmack seine Lebensgeister weckten. Ja, er würde erst einmal essen und dann über alles nachdenken. Er richtete sich halb auf und Nola schob ihm ein Kissen in den Rücken. Während er das Essen in sich hineinschaufelte, saß die Alte auf einem Stuhl und betrachtete ihn stumm. Johannes beobachtete sie aus seinen Augenwinkel und dachte: „Wer sind diese Menschen, die hier Herbergen betreiben? Ob sie besonders gute Pilger waren?“

Als hätte Nola seine Gedanken erraten, sagte sie in die Stille hinein: „Dieser Weg hat ein gutes Ende, Johannes! Ich selbst habe es mit meinen Augen gesehen.“

Johannes schluckte rasch den letzten Bissen hinunter und fragte: „Und warum bist du dann hier?“

Nola deutete auf das Deckgemälde. „Ich bin mit dem Boot über den Fluss gefahren. Doch drüben wurde ich bald gefragt, ob ich einen besonderen Dienst übernehmen würde. Das habe ich getan.“

„Dann sind all diese Herbergsleute Menschen, die so gefragt wurden?“

Nola nickte fröhlich. „Ja, so ist es.“

„Wie ist es da drüben?“, fragte Johannes. „Ist es anders als hier?“

„Total anders. Die Welt ist dort so, wie sie unser Schöpfer von Anfang an gewollt hat. Die Farben sind leuchtender, die Gerüche intensiver und die Musik ist unbeschreiblich schön.“

Johannes schloss die Augen und lehnte sich zurück. Er versuchte sich eine solche Welt vorzustellen, doch es gelang ihm nicht.

Drei Tage brachte er zwischen Wachen, Schlafen und Essen zu. Drei Tage, in denen er rundherum versorgt wurde. Nola wusch ihn, sie kämmte seine Haare und stutzte seinen Bart. Sie brachte ihm die Bettflasche und entsorgte ihren Inhalt. In diesen Tagen redeten sie nur das Nötigste, denn Johannes verkroch sich in sich selbst und versank tiefer und tiefer in bitteren Gedanken. Johannes der Krüppel! Der gescheiterte Pilger, der reumütig nach Lebenstedt zurückkehren würde. Dort würde Mara ihn auslachen und am Ende würde er bettelnd am Kanal sitzen. Ja, so sah seine Zukunft aus!

„Morgen kommt ein Meister, der sich auf das Anfertigen von Prothesen versteht“, sagte Nola am Abend des dritten Tages. „Bald kannst du aufstehen und dann üben wir das Gehen.“

Johannes lachte auf. „Ihr wollt mir ein Holzbein verpassen? Vergesst es! Johannes, der Pilger mit dem Holzbein! Was für eine sinnlose Vorstellung!“

Die Alte richtete sich plötzlich auf. Ihre Augen blitzten. „Ich habe Woche um Woche um dein Leben gekämpft, Pilger Johannes!“, rief sie. „Denkst du etwa, du bist der erste einbeinige Pilger, der den Weg geht? Wie viele sind verletzt und ohne Arme oder Beine ans Ziel gekommen!“

„Aber das ist unmöglich“, protestierte Johannes. „Ich kann doch nicht mit einem Holzbein…“ Doch Nola unterbrach ihn. „Nichts ist unmöglich, was diesen Weg betrifft“, entgegnete sie energisch. „Es gibt Mittel und Möglichkeiten, die uns gegeben werden, wenn wir nur wagen, weiterzugehen. Höre, Pilger Johannes, ich will alles für dich tun, aber ich will nie mehr von dir hören, dass dein Leben jetzt sinnlos ist. Ist das klar?“

Johannes nickte schwach. Nolas Ausbruch hatte ihn überrascht, das hätte er der Alten nicht zugetraut.

Am nächsten Morgen erwachte Johannes vom Quietschen der Türe seines Raumes. Verwirrt hob er den Kopf und erblickte einen älteren Mann in einer Kittelschüre. Er hatte ein breites, gutmütiges Gesicht mit vielen Lachfalten. Johannes richtete sich auf und fragte: „Wer sind Sie? Was wollen sie?“

Der Mann lachte freundlich und antwortete: „Habe ich dich erschreckt? Mein Name ist Lummer, Meister Lummer, wie Kummer mit L. Ich verstehe mich auf das Anfertigen von verloren gegangenen Gliedmaßen. Und ich höre, dass dir ein Bein fehlt.“

Ehe Johannes etwas sagen konnte, schlug der Meister seine Decke zurück und begann, seinen Beinstumpf zu betasten. Seine Hände waren groß wie Schaufeln und von vielen Schwielen bedeckt. Mit ihnen fuhr er überraschend behutsam über den Rest des Beines, drückte da und dort vorsichtig in die nun geschlossene Wunde, bis Johannes zusammenzuckte. Dabei murmelte er: „Du bist also der Pilger Johannes und bist aus Lebenstedt entkommen. Gut, gut, das ist noch nicht allzu vielen gelungen.“

„Gut, gut“, murmelte Meister Lummer zum Schluss. „Das lässt sich machen. Ich werde dir einen neuen Unterschenkel anfertigen, der fast so gut ist wie der alte. Du wirst damit laufen können wie jeder andere auch.“

„Das sagen Sie doch bloß, um mich aufzumuntern, nicht wahr?“

Der Meister sah ihn einen Moment lang stumm an, dann antwortete er: „Es gibt zwei Sorten von Pilgern, Johannes. Die einen probieren es nur mal so aus Langeweile oder weil ihnen gerade nichts Besseres einfällt. Sie geraten in Orte wie Lebenstedt oder noch schlimmere Plätze und dann hat sichs mit der Pilgerei. Und dann gibt es die, die unbedingt und um jeden Preis ans Ziel wollen. Sie lassen sich durch nichts aufhalten und kommen nur selten vom Wege ab. Sie würden auch mit zwei Holzbeinen weitergehen. Zu welcher Sorte gehörst du, Pilger Johannes?“

Ja, zu welcher Sorte gehörte er? Am Anfang sicherlich zur ersten. Aber in Lebenstedt war etwas mit ihm passiert. Um alles in der Welt wollte er dort nicht leben. Aber reichte es für einen Pilger, nur zu wissen, was man nicht will?

„Ich weiß es nicht, Meister Lummer“, antwortete er. „Ich weiß jetzt, was ich nicht will, aber das heißt ja nicht, dass ich um jeden Preis ein Pilger sein will, oder?“

Meister Lummer zog ein Maßband aus seiner Tasche und legte es um den Beinstumpf. „Das mag wohl sein“, sagte er bedächtig. „Aber es ist ein Anfang, nicht wahr? Kein Pilger kennt das Ende, wir haben nur Bilder wie das hier oben. Wenn du weißt, was du nicht willst, bist du auf dem Weg. Und du wirst ihn so lange gehen müssen, bis du weißt, was du wirklich willst.“

„Ich dachte, die Pilger werden irgendwie beschützt. Aber jetzt ist das da passiert!“ Johannes wies auf seinen Beinstumpf, der nun vom Maßband befreit in die Höhe ragte.“

„Die Dinge passieren nicht einfach, Johannes. Wir wählen sie, indem wir den Weg verlassen. Und was wir wählen, trifft uns. Jedenfalls das Meiste. Aber der Herr des Weges versucht uns herauszuhelfen. Doch er handelt niemals gegen unseren Willen. Es ist, als würde er einem Ertrinkenden ein Seil zuwerfen. Er kann es ergreifen oder es bleiben lassen.“

„Ich habe seine Stimme gehört, in meinen Gedanken. Und dann musste ich mich entscheiden, ob ich gehe oder nicht.“

„Das genau meine ich. Aber er tut noch mehr. Er wendet unsere Irrwege in Gutes für uns.“

„Das verstehe ich nicht. Was soll daran gut werden, dass ich nur noch ein Bein habe?“

„Immerhin bist du nun ein ernsthafter Pilger. Und ich sage voraus, wenn du dich wieder auf den Weg machst, wird dir das Holzbein, das ich dir mache, zum Segen werden.“

Johannes schwieg. Das ging nun über seine Vorstellungskraft. Wie sollte das zugehen?

Als Meister Lummer gegangen war, ließ er sich auf sein Bett zurückfallen und schloss die Augen. Und wie er so still dalag, fühlte er eine nie gekannte Kraft in sich. Ja, er würde es allen zeigen, die ihm nicht zutrauen würden, mit nur einem Bein diesen Weg zu gehen! Er würde das Ende erreichen!

Am selben Abend saß er auf seinem Bett und betrachtete seinen Beinstumpf. Da trat Nola ein und setzte sich in den Sessel, der neben dem Bett stand. Sie sah ihn nachdenklich an und Johannes wurde es unter ihrem Blick unbehaglich. Wollte sie ihm eine Predigt halten?

„Mich interessiert, wie du nach Lebenstedt gekommen bist“, begann sie. „Was ist geschehen, dass du vom Weg abgekommen bist?“

Johannes berichtete bereitwillig, wie er Mara getroffen hatte und was sie ihm erzählt hatte. Doch Nola war damit nicht zufrieden und sagte: „Ich will wissen, was vorher war. Warum hast du das Wegzeichen übersehen?“

Johannes schluckte. „Ich habe es nicht übersehen.“

Nola hob kurz die Augenbrauen und fragte: „Gab es einen Grund, ihm nicht zu folgen?“

„Ich war müde vom Weg vorher. Der Weg außen herum sah so weit aus.“

„Aber du hast dich an die Regel erinnert?“

„Schon, ja. Aber manchmal tut man etwas Anderes als die Regeln sagen.“

Nola blickte ein wenig spöttisch. „Wie wahr, Pilger Johannes! Aber warum tut man das?“

“Weil es bequemer ist?“

„Nein, weil du diese Regeln nicht wirklich bejaht hast, Johannes. Du hast gedacht, sie schränken deine Freiheit ein. Aber sie sind kein lästiges Beiwerk, das man vergessen kann, wenn es einem passt. Diese Regeln sind Hilfen zum Leben des Pilgers.“

„Ich glaube, das habe ich in der Stadt begriffen, Nola.“

Die Alte fuhr unbeirrt fort: „Du musst die Wahrheit über dich selbst herausfinden, Johannes. Was ist dein wahrer Wille? Was ist wirklich dein Ziel? Die Geschichte mit Mara war nur möglich, weil sie in dir etwas angerührt hat, was schon vorher in dir war. Ein Wunsch, ein Begehren, ein ganz anderes Ziel als das eines Pilgers. Denk nicht, es geht nur dir allein so! Wir alle müssen herausfinden, was wir wirklich wollen und uns dann immer wieder entscheiden.“

„Werde ich es schaffen, Nola? Werde ich ein guter Pilger?“

Die Alte strahlte ihn an. „Ja, das glaube ich, Johannes! Du hast nicht umsonst dein Bein verloren!“

Johannes blieb ganze drei Wochen in dieser Herberge. Tagsüber übte er das Laufen mit seiner Prothese oder er saß in der Sonne und genoss die Wärme des späten Herbstes. Abends kamen immer wieder Pilger an, mit denen man reden und Erfahrungen austauschen konnte. Das Schönste aber waren die Festabende, die Nola veranstaltete. Sie waren so anders als die Abende mit Freunden, die Johannes kannte. Es wurde viel gesungen, Pilger dachten sich kleine Stücke aus, die unter viel Gelächter aufgeführt wurden und es wurde getanzt, wozu Nola ihre Geige hervorholte. Niemand war hier zugedröhnt, niemand betrank sich über die Massen. Manchmal dachte Johannes, dies sei eine Vorahnung jenes Festes, von dem viele behaupteten, es würde am Ziel ewig gefeiert.

Eines Abends aber setzte sich Nola an seinen Tisch und sagte: „Ich denke, Pilger Johannes, morgen ist es Zeit für dich, aufzubrechen!“

1. **Eine schwache Pilgerin**

Meister Lummer hatte ihm tatsächlich ein perfekt passendes Holzbein angefertigt. Es war aus altem Eichenholz und auf Hochglanz poliert. Unten war ein Stahlstift angebracht, so dass es sich auf der weiteren Pilgerfahrt nicht abnutzen konnte. Und Johannes hatte in den Tagen in der Herberge gelernt, damit ganz normal zu gehen und sogar schnelle Schritte zu machen. Das gelang ihm nun auf dem Weg ganz gut, auch wenn ihn das Geräusch, dieses „Tack, tack“ des Stahlstiftes etwas störte.

Das alles lag nun schon drei Tage zurück. Der Weg hinter Nolas Herberge war topfeben gewesen, eine leichte Strecke selbst für einen Einbeinigen mit einem Holzbein. Nola! Er hatte sie ins Herz geschlossen, diese etwas raue Alte, die nie auf sein Jammern einging und ihm das Gefühl vermittelte, er könne alles schaffen, wenn er nur wolle. Zum Abschied hatte sie ihm als Geschenk einen neuen Pilgermantel und einen Rucksack überreicht und gesagt: „Dieser Mantel, Pilger Johannes, ist das Zeichen deiner erneuerten Pilgerschaft! Trage ihn bis ins Ziel. Wenn du wirklich willst, wirst du es erreichen!“

Und nun wollte er! Diese drei Wochen hatten ihm gezeigt, dass Pilgern auch mit einem Bein möglich war. Ja, seine frisch verheilte Wunde schmerzte beim Laufen und am Abend dauerte es einige Zeit, bis die Schmerzen nachließen. Aber das gehörte nun zu seinem Leben dazu und er würde es überwinden!

Am Mittag des dritten Tages näherte er sich dem Rand hoher Berge. Er hatte sie schon am Morgen gesehen, doch nun türmten sie sich vor ihm auf. Der breite Weg, den er entlanggeschritten war, verengte sich zu einem schmalen Pfad, der vor ihm im Buschwerk verschwand, das die Hänge des Berges säumte.

„Jetzt kommt also die Herausforderung, mein Lieber“, murmelte Johannes. „Aber keine Frage, diesen Berg werde ich schaffen!“

Da bemerkte er auf einem Felsblock am Rande des Buschwerks eine Gestalt. Sie saß zusammengekrümmt auf diesem Felsen und rührte sich nicht. Als Johannes herantrat, hob sie den Kopf und er sah, dass es eine Frau war. Sie war von mittlerem Alter, ihre Haare umrahmten ein wenig wirr ihr rundes Gesicht. Die Frau sah ihn flehend an.

„Warum sitzen Sie hier? Können Sie nicht weiter?“ fragte Johannes.

„Nein“, antwortete die Frau mit einer pipsigen Stimme. „Es ist der Berg. Ich kann das nicht.“

„Was können Sie denn nicht?“

„Ich habe Höhenangst.“ Sie senkte den Kopf. Ihr Pilgermantel war von ihren schmalen Schultern gerutscht und lag neben dem Felsblock im Staub. Darunter trug sie ein einfaches graues Kleid. Ein ebenso grauer Schal bedeckte ihren Ausschnitt. Wie hatte es diese unansehnliche Person nur bis hierher geschafft?

„Sie sind doch Pilgerin“, sagte Johannes. „Wenn Sie wirklich wollen, dann schaffen Sie das.“

„Sie wissen nicht, wie das ist“, antwortete die Frau. „Wenn ich von dort oben in die Tiefe sehe, bekomme ich Schwindel, so dass ich mich nicht mehr auf den Füßen halten kann.“

„Sie haben es aber doch gar nicht probiert! Kommen Sie, gehen Sie ein Stück!“

„Sie verstehen das nicht. Ich kann das nicht.“

„Man kann alles, wenn man nur will.“

„Ja, sie vielleicht, aber ich nicht.“

„Haben Sie gesehen, dass ich ein Holzbein habe? Schauen Sie her!“ Johannes schlug seinen Mantel zurück und präsentierte der Frau sein Holzbein. Sie schüttelte verwundert den Kopf und meinte: „Dann sind sie wohl ein Held!“

„Nein, das bin ich ganz und gar nicht. Ich habe auch Angst vor diesem Berg, ich weiß noch nicht einmal, ob ich ihn schaffe mit diesem Holzpfahl. Aber ich werde es probieren!“

Die Frau senkte den Kopf und seufzte. „Ja, das ist es. Sie haben Energie, sie haben Hoffnung. Mir fehlt das alles.“

Johannes blieb einen Moment unschlüssig stehen. Er wollte dieser Frau gerne helfen, aber andererseits war es ja behindert. Es gab doch sicherlich andere Pilger, die sie besser unterstützen konnten.

Fast gegen seinen Willen sagte er: „Kommen Sie! Gehen Sie so weit mit, wie Sie können.“

Die Frau blickte ihn zweifelnd an, doch schließlich erhob sie sich, nahm ihren Pilgermantel auf und folgte ihm durch das Gebüsch zum Berg.

Plötzlich standen sie vor einer Felswand. Der Pfad bog nach links ab und ging in eine steile Treppe über, die an der Wand entlang nach oben führte. Die Stufen dieser Treppe waren so breit, dass zwei Personen leicht nebeneinander hergehen konnten. Aber sie waren verdammt hoch, sie gingen ihm fast bis an die Knie.

„Sehen Sie“, jammerte die Frau hinter ihm. „Ich gehe drei Stufen, schau zur Seite und dann packt mich die Angst. Es geht nicht.“

Johannes antwortete nicht. Er hob sein linkes Bein und stellte es auf die erste Stufe. Dabei musste er sein Holzbein belasten. Ein scharfer Schmerz fuhr durch seinen Stumpf bis in seinen Kopf.

„Verflucht“, murmelte er. „Das war falsch herum.“

Bei der zweiten Stufe versuchte er es umgekehrt. Doch sobald er sein Holzbein auf die Stufe stellte und das linke Bein nachziehen wollte, fühlte er wieder denselben Schmerz. Diese Stufen waren einfach zu hoch! Wie sollte er das ohne Hilfe schaffen?

Die Frau, natürlich, die Frau würde ihm helfen können. Wenn sie ihre seltsame Höhenangst überwinden würde. Es war einen Versuch wert.

„Ich habe ein Problem, ich komme mit meinem Bein nicht diese Stufen hinauf“, sagte er.

„Wenn Sie mir helfen würden und mich ein wenig stützen, könnte ich es schaffen.“

„Sie stützen? Ich habe Höhenangst, ich kann diesen Weg nicht gehen. Nehmen Sie doch eine Krücke.“

Johannes sah sich suchend um. „Hier gibt es keine Stöcke, nur niedriges Gebüsch. Bitte, helfen Sie mir. Nur ein paar Stufen.“

„Verstehen Sie doch, wenn ich in die Tiefe sehe, dann wird mir schwarz vor Augen. Dann stürze ich ab.“

Johannes betrachtete die Frau nachdenklich. „Und wenn Sie die Tiefe gar nicht sehen?“, fragte er.

„Wenn ich weiß, dass sie da ist, muss ich hinunterschauen. Das ist wie ein Zwang.“

„Ich habe eine verrückte Idee“, erklärte Johannes. „Der Schal, den Sie da haben. Wenn Sie den um ihren Kopf binden, sehen Sie nichts mehr.“

„Und wie weiß ich dann, wohin ich laufe?“

„Ich werde Sie führen und Sie werden mich stützen.“

Die Frau schüttelte den Kopf. „So etwas Verrücktes habe ich noch nie gehört.“

„Es könnte funktionieren. Kommen Sie, wir versuchen es ein paar Schritte.“

Die Frau zögerte. Die Sekunden dehnten sich, Johannes stand und wartete. Doch dann nahm die Frau ihren Schal und band sich ihn um die Augen.

„So was Verrücktes“, murmelte sie. „Ich heiße Mila, damit Sie wenigstens wissen, was Sie auf den Grabstein schreiben müssen, wenn ich abstürze.“

Johannes lachte überrascht auf. „Sie werden nicht abstürzen, jedenfalls nicht allein“, versicherte er ihr.

Vor der ersten gemeinsamen Stufe trat sie an seine rechte Seite und er legte seinen Arm um ihre Schulter. „Jetzt“, sagte Johannes, und gemeinsam betraten sie die erste Stufe. Er stütze sich schwer auf seine lebende Krücke und tatsächlich blieb der Schmerz aus.

„Wunderbar! Sobald ich jetzt rufe, heben wir beide das linke Bein.“ Mila nickte. Ihr Mund unter dem Schal war ein schmaler Strich, sie zitterte.

Bald hatten sie fünf Stufen überwunden. „Stützen Sie sich mit der rechten Hand am Felsen ab. Er ist sehr glatt und fest.“

Mila hob ihre Hand und fühlte den Felsen. Trotzdem zögerte sie.

„Wo kommen Sie überhaupt her?“, fragte Johannes. „Erzählen Sie mal!“

„Ich bin aus der Stadt Zerstreuung und schon lange unterwegs“, berichtete die Frau. „Ich bin leider öfters vom Weg abgekommen.“

„Aus dieser Stadt komme ich auch. Und wie sie sehen, naja, gesehen haben, ist bei mir auch nicht alles glatt gelaufen. Jetzt! Aber wieso haben Sie öfters Umwege gemacht?“

„Ich war nicht allein, ich hatte meinen Mann dabei. Als wir an dieses seltsame Balkenkreuz kamen, war es für ihn das Ende der Pilgerei. Er hat irgendetwas gesehen, das ich nicht sehen konnte und sich furchtbar aufgeregt. „Du machst mir keine Schuldgefühle, du nicht“ hat er gebrüllt und ist fuchsteufelswild geworden So habe ich ihn noch nie erlebt. Er hat sich umgedreht und ist zurückgelaufen. Ohne mich zu fragen! Da bin ich einfach weitergelaufen.“

„Jetzt“, rief Johannes zum wiederholten Male. „Und Sie haben an dem Kreuz gar nichts gesehen?“

„Ach, ich war viel zu durcheinander, um dort zu bleiben. Ich bin einfach geradeaus gelaufen und gelaufen. Nur fort von diesem Ort – und von meinem Mann. Ja, ich wollte ihm nicht mehr begegnen.“

„Aber das hat doch sicherlich eine Vorgeschichte“, bemerkte Johannes. „Solche Dinge haben doch immer eine Vorgeschichte. Jetzt.“

Mila seufzte vernehmlich. „Mein Mann war sehr bestimmend. Er wusste immer, wo es lang geht und ich bin ihm immer gefolgt. Auch diesen Pilgerweg zu machen war seine Idee. Er hat mich nicht gefragt, es war selbstverständlich, dass ich mitgehe. So war es immer.“

„Das war auch ganz schön bequem für Sie, denke ich. Jetzt.“

„Anfangs vielleicht. Aber dann habe ich mehr und mehr gespürt, dass ich das nicht mehr will. Ich habe doch auch ein Leben, nicht wahr? Sonst bin ich doch nur ein Anhängsel meines Mannes.“

„Was denken Sie, hat ihr Mann an diesem Kreuz gesehen? Jetzt.“

„Ich habe keine Ahnung. Es muss etwas Schreckliches gewesen sein, Vielleicht etwas, das er früher getan hat.“

Die Frau blieb plötzlich stehen. Die Treppe führte genau an dieser Stelle um eine Kante herum. Ein kalter Wind blies um diese Ecke und ließ Johannes frösteln. Die Aussicht war grandios, aber für Mila sicherlich ein Problem. Ihre Hand tastete zu ihrem Schal, doch Johannes zog sie vorsichtig zurück.

„Ist es steil hier?“, fragte sie mit zitternder Stimme. „Sicherlich geht es hier weit herunter.“

„Nein, nein, das ist alles noch recht flach hier“, log Johannes. „Nur der Wind scheint zuzunehmen. Jetzt! Aber erzählen Sie doch, was Sie dann getan haben. Wo sind sie hingelaufen?“

„Ich geriet in eine tiefe Schlucht, Ich wusste gar nicht, wie ich da hineingekommen war. Ich wollte aber auch nicht umkehren. Denn dann wäre ich ja den ganzen Weg umsonst gelaufen. Vielleicht wollte ich auch nicht zugeben, dass ich falsch gelaufen war. Es wurde immer finsterer um mich her. Und dann kam die Angst hinzu, die Angst, dass diese Felsen über mir zusammenstürzen könnten. Dass sie plötzlich von selbst zusammenrücken und mich erdrücken könnten. Aber statt umzukehren bin ich immer schneller gelaufen. Und dann ist etwas sehr Seltsames passiert.“

Mila hielt an und wandte ihren Kopf zu Johannes, so als können sie ihn sehen.

„Ja?“, fragte Johannes. „Was ist passiert in dieser Schlucht? Jetzt!“

Mila wandte sich wieder zum Gehen. „An einer engen Stelle musste ich mich durch zwei Felsen zwängen und bin stecken geblieben. Und plötzlich wurde mir klar, dass das mein ganzes Leben war: Eine Sackgasse! Niemals wäre ich bereit gewesen, das zuzugeben! Genauso, wie ich in diese Schlucht gelaufen war, war ich in meine Ehe gelaufen. Und genauso, wie diese Schlucht immer enger wurde, war es mir immer enger geworden. Aber das konnte ich nie zugeben. Und während ich das noch dachte, sah ich vor mir im Dunkel der Schlucht einen Mann stehen.“

„War das Ihr Mann, den Sie da gesehen haben? Jetzt!“

„Oh nein! Er sah mich mit einem Blick an, der mir durch und durch ging. Mein Mann hat mich nie angesehen, nicht dass ich wüsste. Aber dieser Mann sah mich an und sagte: „Bist du endlich ans Ende gekommen?“ Und ich sagte: „Ja, ich bin am Ende.“ Da sagte er: „Gut! Dann kannst du endlich einen neuen Weg gehen. Du wolltest angesehen sein und bist doch immer unansehnlicher geworden.“

„Ja“, sagte ich, „aber ist das meine Schuld?“

„Ja, es ist deine Schuld. Du hattest diesen Weg gewählt.“ Mila schwieg und Johannes wagte nicht, weiter in sie zu dringen.

Die Treppe führte mit einer letzten hohen Stufe auf eine flache Wiese hinaus. Er führte die Frau noch ein Stück von der Kante fort blieb dann stehen und sah sich um. Da bemerkte er einen alten Mann, genau an dieser Kante auf einem Felsbrocken saß und zu ihnen herübersah.

Der Alte rief lachend: „Das habe ich noch nie gesehen! Die Blinde führt einen Lahmen die Himmelstreppe hinauf! Was für ein Anblick!“

Mila hatte ihren Schal abgenommen und sah sich verwundert um. Dann begann sie zu strahlen.

„Das haben Sie sehr geschickt gemacht! Mich die ganze Zeit erzählen lassen!“

Sie stellte sich vor ihn, umarmte ihn und drückte sich fest an ihn. „Ich danke Ihnen, Pilger Johannes, das war genau die Hilfe, die ich brauchte!“

Der Alte hatte sich von seinem Steinbrocken erhoben und sah die beiden mit schief gelegtem Kopf an. Er war klein und schmal und sein Gesicht war von tiefen Falten durchzogen. Sein weißes Haar hing lang und strähnig von seinem Kopf herab. Eine Jacke aus Schafspelz verhüllte seine schmalen Schultern, darunter trug er eine ziemlich verschlissene graue Hose, die von einem gewaltigen Gürtel zusammengehalten wurde.

„Also, wenn ihr nichts dagegen habt, bringe ich euch jetzt zu meiner Herberge. Es ist nur ein bescheidenes Haus, nichts Besonderes, aber es gibt Essen dort.“

Diese Aufforderung brauchte er nicht zu wiederholen. Bald standen sie vor einer Hütte, die tatsächlich nicht sehr komfortabel aussah. Mitten auf einer Wiese ragte ein großer Felsbrocken empor und an diesem Brocken lehnte das kleine Haus und schien sich in seinen Schatten zu ducken.

Der Alte war vorausgegangen und hielt ihnen nun die Türe offen.

„Dies ist das bescheidene Haus Arturs, des Herbergsvaters von der Höhe“, sagte er feierlich.

„Brich dir bloß keine Verzierungen ab und lass die armen Leute hinein!“, ertönte eine Stimme von innen. Eine hoch gewachsene ältere Frau mit einer Schürze erschien hinter dem Herbergsvater. Sie schob ihn zur Seite und rief: „Seid uns willkommen, Pilger! Ehepaare beherbergen wir besonders gerne!“

Ganz im Gegensatz zu ihrem Mann war sie kräftig gebaut und schien um viele Jahre jünger zu sein. Ihr dichtes Haar hatte einen rötlichen Schimmer, ihre bunt gemusterte Bluse umspannte eine gewaltige Brust.

Mila wurde rot und Johannes beeilte sich, die Sache zu erklären. „Wir sind nur zufällig zusammen“, sagte er. „Wir haben uns unten an der Stiege getroffen.“

„Wirklich?“, rief Artur. „Dann ist, was ihr getan habt, umso erstaunlicher.“

Er wandte sich zu seiner Frau und fuhr fort: „Stell dir vor, Anna, sie sind zusammen die Himmelsleiter heraufgekommen.“

Seine Frau stemmte ihre muskulösen Arme in die Hüfte. „Ja, und?“

„Sie ist blind und er hat ein Holzbein! Stell dir das vor. Ein Lahmer führt eine Blinde.“

„Der Pilger hat ein Holzbein, das sehe ich. Aber die Frau?“

Artur begann wortreich zu erzählen und Mila fügte errötend hinzu, dass sie niemals offenen Auges an diesen Abgründen vorbeigekommen wäre.

„Ich kann diese Angst nicht überwinden“, erklärte sie. „Es ist keine Sache des Willens. Es ist meine Schwäche.“

Artur sah sie an und ein warmes Lächeln erschien zwischen seinen Falten.

„Wir alle haben unseren Schwachpunkt, nicht wahr? Aber manchmal geschieht ein Wunder und wir überwinden ihn.“

„Ja, mein Wunder hieß heute Johannes.“

Anna strich ihre Schürze glatt und sagte: „Nun kommen Sie aber hinein, sonst brennt mir das Essen an.“

Bald saßen sie in der winzigen Gaststube und jeder hatte einen dampfenden Teller Gemüsesuppe vor sich. Eine Zeitlang löffelten sie schweigend ihre Suppe. Doch dann brach Anne die Stille und fragte Johannes: „Wie sind Sie auf die Idee gekommen, Mila zu führen?“

„Ich weiß nicht recht“, antwortete Johannes. „Zuerst wollte ich weiterlaufen, aber dann habe ich gemerkt, dass ich allein auch nicht gut hochkomme. Ich brauchte ja auch Hilfe.“

„Dann hat Ihr Holzbein ja etwas bewirkt, nicht wahr?“, fragte Anna. „Ohne Handikap wären Sie nicht darauf gekommen, Mila zu helfen“

„Das stimmt“, erwiderte Johannes verblüfft. „So hat mein Holzbein wirklich etwas bewirkt.“

„Und ich bin mir sicher, dass es noch mehr bewirken wird. Das ist schwer erklärlich, aber es ist eine Eigenart des Weges, dass sich aus Schlechtem immer wieder etwas Gutes entwickelt.“

1. **Pilgeralltag**

Am nächsten Morgen war der Tisch draußen auf der Wiese gedeckt und er brach fast unter der Last guter Dinge zusammen. Johannes fragte sich, wo in der kleinen Herberge all diese Lebensmittel versteckt gewesen waren. Um den Tisch herum saßen Artur und seine Frau Anna, Mila und er selbst. Außerdem war noch ein fremder Pilger aufgetaucht, der am Vorabend schon geschlafen hatte. Es hieß Friedhelm und sah auch so aus.

„Er passt zu Mila“, dachte Johannes. „Still, grau und irgendwie langweilig.“ Doch dann fiel ihm sein Abenteuer mit Mila ein und er verbat sich solche Gedanken.

Artur verteilte großzügig Brotscheiben, während seine Frau dafür sorgte, dass ihre Tassen niemals leer wurden. Während die Pilger schweigend aßen, fragte Artur: „Wollt ihr drei miteinander aufbrechen?“

„Ich würde gerne ein wenig hier auf der Höhe bleiben“, antwortete Mila. „Wenn das geht.“

Johannes hob seinen Kopf und sah in die Richtung, in die der Weg weiterging. Die Herberge lag am Rand einer Hochebene, die sich bis zum Horizont erstreckte. Ganz in der Ferne ließen sich Hügel erahnen. Oder waren es Wolken?

„Ich breche auf!“, sagte er entschlossen. „Ich will vorwärtskommen.“

Der stille Friedhelm zuckte mit den Schultern. Seine hohe Gestalt überragte auch im Sitzen alle anderen. „Vielleicht gehe ich mit dir“, sagte er. „Alleine ist es so öde.“

Johannes spürte einen plötzlichen Widerwillen in sich aufsteigen. Wieso sollte er sich mit diesem Kerl auf den Weg machen, der genauso langweilig wie lang war? Darüber konnte er doch wohl selbst bestimmen!

Als er noch nach einer guten Antwort, besser gesagt einer Ausrede suchte, ergriff Anna das Wort: „Der Weg, der vor euch liegt, ist lang und ein wenig merkwürdig. Er soll für manche Pilger länger, für andere kürzer sein. Es wäre für Mila nicht gut, ihn allein zu gehen.“

Einen Moment herrschte Schweigen. Der fremde Pilger kaute vernehmlich auf seinem Brot herum. Johannes schwieg beharrlich. Nein, er hatte keine Lust, eine Pilgergemeinschaft zu bilden!

„Na gut, wenn ihr meint“, ließ sich endlich Friedhelm vernehmen. „Ich kann auch noch einen Tag warten.“

Johannes spürte Erleichterung und zugleich ein schlechtes Gewissen. Warum nur war er diesem Typ gegenüber nur so ablehnend?

Die Sonne stand schon ziemlich hoch am Himmel, als Johannes endlich aufbrach. Artur trat mit ihm aus der kleinen Hütte. Er reichte Johannes einen ziemlich großen, prall gefüllten Beutel. Als er hineinsah, entdeckte er Brot und Äpfel, Käse, Wurst und sogar eine kleine Flasche Sirup.

„Das ist alles für mich?“, fragte er verwundert.

Artur nickte. Während er half, den Beutel in Johannes Rucksack zu verstauen, erklärte er: „Der Weg ist unter Umständen sehr lang. Und es gibt keine richtigen Herbergen. Du wirst Schlafplätze finden, aber niemanden, der dich versorgt. Deshalb gebe ich dir so viel mit. Sei sparsam, denn du weißt nicht, wie lange du unterwegs bist.“

„Dann ist es wirklich so, wie Anna gesagt hat? Ist dieser Weg für mich vielleicht länger als für andere?“

„Das mag sein. Es ist das Geheimnis dieses Weges, dass er für den kürzer wird, der eine starke Hoffnung auf das Ziel hat. Wie das zugeht, kann ich dir nicht erklären. Ich weiß es nicht. Aber wichtig ist, dass du niemals die Zuversicht verlierst, dass es ein Ziel gibt. Wir müssen uns die strahlende Stadt so lange vor Augen halten, bis ihr Widerschein unser Antlitz erleuchtet. Vergiss das nie, Johannes.“

„Ja, alles ist hier eine Sache der Einstellung!“, antwortete Johannes leichthin. „Aber nach diesem Anstieg hier hinauf habe ich eine ganze Menge Zuversicht!“

„Neben der Zuversicht brauchst du vor allem Wasser, Pilger Johannes“, schaltete sich Anna ein. Sie überreichte ihm einen schweren Schlauch aus Ziegenleder und half ihm, diesen Wasservorrat um seine Schulter zu legen. Sein Gewicht drückte ihn nieder.

Endlich verabschiedete er sich herzlich von Anna und Artur, drückte Friedhelm die Hand und umarmte Mila.

„Ich wünsche dir einen guten Weg, Johannes“, sagte sie leise. „Und ich werde nie vergessen, wie du mir geholfen hast!“

„Ich habe von dir gelernt, dass man sich ganz unerwartet gegenseitig zur Hilfe wird, Mila. Ohne dich wäre ich vielleicht auch nicht hier angekommen!“

Dann wandte er sich zum Gehen und schritt in die grüne Landschaft hinaus. Wie gut tat es, wieder allein zu sein, sein eigener Herr zu sein und auf niemanden Rücksicht nehmen zu müssen. Als er sich nach etwa hundert Schritten umwandte, fand er den Platz vor der Hütte leer.

„Ja, die Zuversicht!“, dachte er. „Ich habe eine Menge davon, ich, der Pilger mit dem Holzbein. Das soll mir erst einmal jemand nachmachen. Ich werde schon ans Ziel kommen, wie immer es aussieht.“

Der Pfad führte ihn schnurgerade über die gewaltige Hochebene. Zu seinen Füssen wuchsen Büsche von Heidekraut und dichtes Moos. Hier und da ragte ein Wacholderbusch aus der leeren Landschaft empor. Es war eine öde Wanderung in absoluter Stille. Am Anfang wanderte er in weiten, kräftigen Schritten, doch mehr und mehr spürte er das Gewicht des Rucksacks und des Wasserschlauchs und er wurde langsamer. Nach einigen Stunden hatten sich die Hügel in der Ferne als Wolken entpuppt, die sich langsam aufgelöst hatten. Die karge Ebene schien endlos zu sein.

Gegen Mittag erreichte er einen einsamen Stein, der mitten zwischen den Erikasträuchern lag, so als hätte ihn jemand achtlos dorthin geworfen. Johannes ließ sich dort nieder und der Stein diente ihm als Rückenlehne.

Er brach ein großes Stück des Brotes ab und aß es mit viel Genuss. Während er das tat, wanderten seine Gedanken zum Morgen zurück.

„Schon merkwürdig“, dachte er. „Ich wollte einfach allein sein. Aber nun geht mir diese Stille auf die Nerven. Warum habe ich diesen neuen Pilger nicht gemocht?“

„Weil er in deinen Augen so ist, wie du nicht sein willst!“ Die Antwort kam ganz unvermittelt aus der Stille, so als habe jemand gesprochen.

„Ja, das stimmt!“, sagte Johannes laut. „So ein farbloser, langweiliger Mensch, so ein steifer Zeitgenosse wollte ich nie sein. Ich mag interessante Menschen, bunte Menschen, die irgendwie anders sind als die graue Masse.“

„Und du? Bist du denn so interessant, so bunt, so außergewöhnlich?“

Johannes schüttelte den Kopf. Was für merkwürdige Gedanken! Ob das an der Sonne lag, die ihm schon stundenlang auf den Kopf schien? Sein Hut lag wohl immer noch irgendwo in Lebenstedt. Aber es stimmte ja: Er war noch nie der Supertyp gewesen, der er gerne hätte sein wollen, er war Durchschnitt. Aber musste er sich deshalb mit Unterdurchschnitt umgeben? Wieso sollte er sich seine Weggefährten nicht aussuchen? Diese Mila, die war doch auch nicht sein Fall! Ja, er hatte ihr geholfen und sie ihm ja auch, aber hieß das denn, dass sie nun ewig zusammen laufen sollten? Nein, nein, das war schon in Ordnung, dass er diesen Weg allein ging.

Der Rest des Tages war ihm irgendwie verdorben. Seine Stimmung war schlecht, er stolperte über Steine, die im Moos verborgen waren und geriet mehr als einmal mit seinem Holzbein in tiefe Löcher, so dass er lang hinschlug.

Als die Sonne vor ihm in der Ferne unterging, bemerkte er einen Felsen, auf den der Pfad genau zulief. Er war nicht höher als der Wacholderbaum, der in der Nähe stand und so rund wie der Buckel eines Elefanten. Als er ihn neugierig umkreiste, gewahrte er ein Loch an der Südseite des Felsens. Es war so groß, dass er mit eingezogenem Kopf hineingehen konnte. Drinnen entdeckte er ein Lager aus dürren Zweigen und Moos, das alles andere als einladend aussah. „Das ist also hier die Herberge“, dachte er. „Da hätten sie wirklich etwas Besseres hinstellen können!“

Während er wieder ein Stück Brot kaute und zwischendurch kräftig trank, wanderten seine Gedanken umher. Welche Vorstellung hatte er vom Ende dieses Weges? Ihm fiel das seltsame Gemälde ein, das er in der Herberge gesehen hatte, als ihm das Holzbein angepasst wurde. Es schien ihm eine recht kindliche Vorstellung einer idealen Stadt gewesen zu sein. Und von Städten hatte er genug! Er träumte von einem Meeresstrand, von warmen Wogen, die sich an einem weißen Sandstrand brachen, von Palmen und hohen Dünen. Nein, eine Stadt, die wie ein Weihnachtsbaum leuchtete, war nicht sein Ziel.

Er streckte sich vorsichtig auf dem unbequemen Lager aus und legte seinen Pilgermantel über sich. Draußen war die Dunkelheit schnell hereingebrochen und ein einzelner Stern schien in seine kleine Höhle. „Was ist denn nun dein Ziel, Pilger Johannes?“, murmelte er. Aber er fand keine Antwort darauf und schlief darüber ein.

Der nächste Tag verlief gleich wie der erste, nur dass er am Abend ein Lager unter mehreren dicht stehenden Bäumen vorfand. Am darauffolgenden Tag waren es große Steine, unter denen er Schutz fand.

Seine Stimmung hatte sich nicht gebessert und die dürftigen Unterkünfte trugen dazu bei, dass er sich vielen negativen Gedanken hingab. Warum wurde auf diesem Abschnitt nicht besser für Pilger gesorgt? Artur, der letzte Herbergsvater, hätte ihm genauer erklären müssen, wie dieser Weg wirklich aussah. Sein Schuh drückte und er hatte eine Blase am großen Zeh. Es war tagsüber zu warm für den Oktober und nachts entschieden zu kalt. So fand er immer etwas Klagenswertes. Die eintönige Landschaft drückte zusätzlich auf sein Gemüt. Manchmal blieb er einfach stehen und starrte vor sich hin. Was tat er hier? Wieso lief er immer noch auf diesem Pfad?

Am Anfang seines einsamen Weges hatte er über all die Dinge nachgedacht, die er auf dem Weg erlebt hatte. Doch je länger er unterwegs war, desto mehr kreisten seine Gedanken um die eine Frage, wohin er eigentlich unterwegs war.

Gab es eine Stadt, die auf einem Berg lag und wie ein Scheinwerfer strahle? Und ein Land, in dem alles perfekt war? Je länger er darüber nachdachte, umso unwahrscheinlicher erschien ihm das Ganze. „Es wäre doch ganz einfach gewesen, allen Pilgern ein Bild von dieser Stadt zu geben oder eine Beschreibung davon. Wenn sie das nicht können, dann gibt es sie wahrscheinlich gar nicht.“

Am fünften Tag war der Wasserschlauch leer und sein Proviant hatte sehr abgenommen. Die Ebene hatte sich nicht verändert, immer noch bahnte er sich seinen Weg durch niedrige Büsche und versuchte, dem verwachsenen Pfad zu folgen.

Warum hatte er sich auf diese Pilgerschaft eingelassen? Ja, zweifellos war es ihm nur darum gegangen, seinem tristen Leben zu entkommen. Aber das hier war trister als alles, was er erlebt hatte, es war die schiere Wüste. Und diese Tristesse hielt er nun kaum noch aus.

Als würden sich seine Gedanken erfüllen, wurden bald darauf die Büsche seltener und verschwanden nach einer weiteren Stunde ganz. Vor ihm lag eine baum- und strauchlose Sandebene, aus der hier und da ein einsamer Felsen ragte.

„Verdammt“, dachte Johannes. „jetzt fehlt nur noch, dass der Pfad unter dem Sand verschwindet!“ Die Sonne verbarg sich hinter dünnen Wolkenschleiern und es wurde empfindlich kalt. Der Wind frischte auf und trieb Sand und Staub vor sich her. Nun war der Pfad tatsächlich nicht mehr zu erkennen. Nach erstaunlich kurzer Zeit wusste er nicht mehr, wo Westen und Osten waren. Aber er musste ja nur geradeaus gehen. Oder ging er etwa im Kreis? Wahrscheinlich war es so. Plötzlich spürte er, dass der Boden vor ihm sich senkte. Der Staub war nun so dicht, dass er nur wenige Schritte voraussehen konnte. Offenbar geriet er gerade in ein trockenes Tal. Weiter unten nahm der Wind ab, aber sehen konnte er nicht viel. Johannes ließ sich zwischen einigen größeren Steinen nieder, die halb im Sand verborgen ein wenig Schutz boten. Er war erschöpft, müde und enttäuscht. Nein, so hatte er sich diese ganze Sache nicht vorgestellt. Er trank die letzten Reste des Wassers aus dem Schlauch. „Das wars dann wohl!“, sagte er laut. Ohne Wasser war er hier verloren, soviel war klar.

Er streckte sich zwischen den Steinen aus, um ein wenig zu ruhen.

Als er wieder erwachte, war es stockdunkel. Der Wind war eingeschlafen und Staub und Dunst hatten sich gelegt. Über sich erblickte er einen überwältigend klaren Sternenhimmel, ein Leuchten und Funkeln, wie er es noch nie bewusst wahrgenommen hatte. Doch zugleich spürte er die Kälte der Nacht durch seinen Pilgermantel dringen. Und diese Kälte raubte ihm alle romantischen Gefühle, die er sonst vielleicht gehabt hätte.

Er setzte sich auf und zog seinen Mantel um sich zusammen.

„Ich hätte es wissen müssen!“, murmelte er. „Ich hätte wissen müssen, dass das alles ein großer Betrug ist. Wo bist du nun, Herr des Weges? Wo ist dein Weg? Wieso hilfst du mir nicht? Hast du vergessen, Wegweiser aufzustellen? Oder gibt es gar keinen Weg, der hier weiterführt? Wahrscheinlich! Gibt es dich überhaupt?“

Ja, er erinnerte sich durchaus an das Erlebnis an diesem Holzgerüst. Aber diese Erinnerung erschien ihm nun seltsam blass, wie aus einem anderen Leben, das er einstmals gelebt hatte. War das wirklich geschehen? Oder doch nur Einbildung eines fantasierenden Gehirns, das sich so etwas vorstellen wollte? Immerhin war er aufgebrochen, um besondere Erlebnisse zu haben.

„Der Weg ist das Ziel.“ Wer hatte das gesagt? Aber wenn es gar keinen Weg gab, dann gab es auch kein Ziel, oder? Ohne Ziel hätte er zuhause bleiben können, um sein Leben dort recht und schlecht zu leben. „Jedenfalls besser als hier in diesem Loch“, sagte er laut. Je länger er darüber nachdachte, desto stärker wurde seine Sehnsucht nach der Stadt Zerstreuung. Er meinte Biggis biegsamen Körper vor sich zu sehen, fühlte, wie sie sich an ihn schmiegte und ihm verheißungsvolle Dinge zuflüsterte. Was für ein Narr war er gewesen, all das hinter sich zu lassen! Ja, dieser Weg wäre das Ziel gewesen, der Weg in der Stadt, die Treue zu seinem ganz normalen Leben! Ach, könnte er doch zurück, aber nun war es zu spät. Eine große Traurigkeit ergriff ihn wie eine Wogeer barg sein Gesicht in den Händen und er begann zu schluchzen.

Stunden später wurde es endlich hell. Johannes plagte heftiger Durst. Er lief ein paar Schritte bis an den Rand der Senke und sah hinaus. Vor ihm erstreckte sich die Ebene bis zum Horizont. Der Dunst in der Ferne wurde heller und heller und endlich erhob sich eine rote Sonnenscheibe über die Ebene. Ein weiterer Tag in Einsamkeit und Sinnlosigkeit! Ein Tag ohne Wasser und Proviant! Johannes fühlte einen bitteren Geschmack im Mund.

„Du hast mich verraten und getäuscht! Ich habe dir vertraut und dabei sogar meinen Fuß verloren. Nun stehe ich als Krüppel in der Wüste und werde hier verrecken! Hast du das gewollt?“ Laut hatte er das herausgeschrien. Er drehte sich um und stolperte in das Loch zurück. Dort wollte er bleiben und einfach nur daliegen. Alles andere würde sich dann von selbst erledigen.

Er wühlte sich tief in den Sand, schuf sich eine bequeme Liegefläche und lag so eine Zeitlang und sah in den blauen Himmel.

„Gäbe es etwas, das dich dazu bewegen könnte, weiterzugehen?“ Ganz klar stand dieser Satz vor seinen Augen.

„Ja, es müsste ein Wunder geschehen!“ antwortete er in Gedanken.

„Zum Beispiel?“

„Wenn zum Beispiel jemand käme und mir Wasser brächte, das wäre ein Wunder. Oder wenn es plötzlich regnen würde. Aber zu meinem Pech glaube ich nicht an Wunder.“

Sein Sandlager war nicht halb so bequem wie er gedacht hatte. Vor allem wurde sein Rücken empfindlich kalt. Johannes erhob sich ächzend. Wenn schon sterben, dann wenigstens bequem!

Als er nach seinem Rücken tastete, fühlte er Feuchtigkeit. Entgeistert blickte er in die Kuhle, in der er gelegen hatte. Wäre es möglich?

Er ließ sich auf die Knie nieder und grub im Sand, auf dem er gelegen hatte. Der Sand war eindeutig feucht! Plötzlich war er sehr eifrig. De Sand flog nach beiden Seiten, er grub wie ein Hund, der einen verborgenen Knochen sucht.

Nach kurzer Zeit hatte er ein tiefes Loch geschaffen. Und dieses Loch füllte sich langsam, aber stetig mit Wasser! Johannes kniete davor und war überwältigt von der Tatsache, dass gerade ein Wunder geschehen war. „Danke“, murmelte er. „Danke!“ Doch das, was er fühlte, war weniger Dankbarkeit als Scham über seine große Verzagtheit.

1. **Der Prophet**

Am Abend dieses Tages erreichte er endlich eine richtige Herberge. Er war an das Ende der großen Ebene gelangt und erblickte grüne Hügel vor sich. Wie froh war er, zwischen diesen Hügeln ein Blockhaus zu sehen! Es war ein einstöckiges Gebäude, das aus dicken Balken zusammengefügt war. Vor dem Haus standen mehrere Bänke und Tische unter einer ausladenden Ulme. Es war niemand zu sehen. Johannes trat zu den Tischen und rief: „Ist hier jemand?“

Die Türe des Blockhauses öffnete sich und eine junge Frau trat heraus. Sie war gertenschlank und hatte ihre Haare hochgesteckt, was ihre Gestalt noch größer machte als sie sowieso schon war. Neben ihr erschien ein großer Schäferhund, der Johannes misstrauisch musterte. Die Frau trug einen weiten bunten Pullover und eine rote Hose, was ein lustiger Anblick war.

„Ich bin Olima“, stellte sie sich vor. „Du siehst ziemlich durstig aus, Pilger. Komm, setz dich!“ Johannes nahm Platz, wobei seine Hose hochrutschte und sein Holzbein sichtbar wurde. Olima, die sich halb umgewandt hatte, stutzte und fragte: „Bist du etwa die ganze Strecke mit diesem Ding gelaufen?“

Johannes antwortete: „Nein, nein. Nur von Lebenstedt aus.“ Er setzte an, seine Geschichte zu erzählen, doch Olima unterbrach ihn: „Warte, ich hole etwas zu trinken! Und mein Mann soll die Geschichte auch hören.“

Sie verschwand, doch der Hund blieb an der Türe stehen und sah Johannes unverwandt an. Nach kurzer Zeit kam die Frau wieder. Sie hielt einen großen Krug und ein Brett mit Käse und Brot in den Händen. Hinter ihr erschien ein junger Mann, der ebenfalls einen bunten Pullover anhatte. Seine langen braunen Haare hatte er zu einem Zopf gebündelt.

Beide setzten sich zu Johannes und der Mann stellte sich vor: „Ich bin Aram, der Herbergsvater. Und das ist Olima, meine Frau.“

„Das hat sie mir schon verraten“ erwiderte Johannes. Er ergriff den Becher den Olima vor ihn hingestellt hatte und trank ihn aus. Dann begann er seine Holzbeingeschichte zu erzählen, wobei er die Sache mit Mara ein wenig harmloser darstelle, als sie gewesen war.

„Da hast du wirklich ein Wunder erlebt, trotz allem“, meinte Aram, als er geendet hatte. „Ich habe gehört, dass es kaum jemand gibt, dem es gelingt, aus der Stadt zu entkommen. Naja, es hat dich ja immerhin das Bein gekostet.“

Olima setzte hinzu: „Das hat dich sicherlich gelehrt, genauer auf die Weisungen zu achten, oder?“

Johannes wurde ein wenig rot und antwortete: „Naja, meistens schon, ich versuche es. Aber ab und zu brauche ich ein Wunder.“ Und er erzählte, wie er am frühen Morgen Wasser gefunden hatte.

Olima sah ihn nachdenklich an und fragte: „Geht es dir öfters so, dass du alles in Zweifel ziehst? Denkst du öfters, dass es den Herrn des Weges gar nicht gibt?“

Johannes entgegnete heftiger als er es gewollt hatte: „Ist das denn nicht verständlich? Darf man das nicht denken, wenn der Weg verschwunden ist oder einem das Wasser ausgeht?“

Aram sagte darauf: „Denken darfst du alles. Gefährlich wird es, wenn es dein Handeln bestimmt.“

Und Olima fügte hinzu: „Wenn wir so sehr verzweifeln, hat es immer einen Grund. Er liegt nicht in den äußeren Umständen, sondern in uns. Es ist etwas tief in uns, das die Fähigkeit, zu vertrauen blockiert.“

Johannes verschränkte die Arme und fragte: „Und was sollte das sein?“

„Das musst du selbst herausfinden, Johannes. Dazu ist der Weg da! Es sind vor allem die langweiligen Abschnitte, auf denen du Schritt für Schritt herausfinden kannst, was deine Fähigkeit, dem Herrn des Weges zu vertrauen, so sehr begrenzt.“

Johannes sah in seinen Becher und schwieg. War es wirklich so, dass er nicht genug vertrauen konnte? Hatte er nicht Mara viel zu viel vertraut? Oder war das etwas Anderes?

Er war müde und recht froh, dass Aram ihm bald darauf sein Bett zeigte. Er kroch unter die warme Decke und nahm sich vor, noch ein wenig über das Gehörte nachzudenken. Doch darüber schlief er rasch ein.

Am nächsten Morgen weckte ihn Olima mit den Worten: „Auf, Pilger Johannes! Heute wartet ein anstrengendes Wegstück auf dich! Da ist es gut, früh aufzustehen.“

Als er vor die Hütte trat, erblickte er einen gedeckten Tisch vor sich. Das Brot war frisch gebacken und noch warm, die Milch kühl und erfrischend. Olima bereitete seinen Proviant, während Johannes aß, soviel er konnte. Was gab es Besseren als so ein Frühstück in der morgendlichen Sonne? Er streckte sein Holzbein von sich und schob ein weiteres Marmeladebrot in seinen Mund.

Doch Olima drängte zur Eile. „Du musst aufbrechen, Johannes!“, sagte sie. „Dein Weg führt über das Gebirge und ist recht lang.“

Widerwillig erhob er sich. Aber dann fiel ihm das Gespräch am Abend ein und er nahm sich vor, auf dem Weg darüber nachzudenken.

Aram war nirgendwo zu sehen, so verabschiedete er sich von Olima, die ihm freundlich nachwinkte.

Auch an diesem Tag war die Wanderung zunächst sehr eintönig. Endlos breiten sich Felder voller Heidekraut und braunem Moss vor ihm aus. Der Weg führt schnurgerade hindurch, ohne dass sich irgendetwas ändert. Johannes trottet vor sich hin und dabei versuchte er, über Olimas Hinweise nachzudenken. Gab es denn etwas, das ihn dem Leben gegenüber misstrauisch machte? Ja, er hatte seinen Vater früh verloren, er hatte ihn nie kennengelernt. „Das war kurz nach deiner Geburt“, hatte seine Mutter ihm erklärt. „Er hatte einen schrecklichen Unfall.“

Plötzlich zitterten seine Beine so sehr, dass er sich auf einen Stein am Wegesrand setzen musste. Es war ihm, als sähe er plötzlich die kleine Stube vor sich, in der die Mutter saß. Sie weinte schrecklich. Er fühlte eine entsetzliche Furcht, etwas unbegreiflich Schreckliches war geschehen. Da begriff er: Das alles war nicht kurz nach seiner Geburt geschehen, sondern viel später. Die Mutter hatte es ihm damals gesagt, aber später etwas Anderes erzählt. Sein Vater hatte sie verlassen und er war allein zurückgeblieben. Wie konnte er da dem Leben noch trauen?

Hatte dieses Misstrauen nicht auch bei seinen Freundschaften eine Rolle gespielt? Nie hatte er sich ganz und gar auf seine Freundinnen eingelassen. „Du brauchst ja immer noch einen Fluchtweg“, hatte Biggy einmal zu ihm gesagt. Wie wahr!

Er wischte seine Tränen ab und erhob sich. Was bedeutete dies Erkenntnis für ihn?

Er war so in Gedanken, dass er den Mann übersah, der ihm entgegenkam. Erst als dieser ihn grüßte, schrak Johannes hoch und erblickte eine hagere, hochgewachsene Gestalt, die ihn im ersten Moment an Christoph erinnerte. Doch dieser Mann trug keinen weiten Mantel, er war in ein Tierfell gehüllt, das an etlichen Stellen dreckig und abgewetzt war. Auf dem Kopf trug er einen merkwürdigen spitzen Hut, der sein hageres Gesicht nur noch mehr betonte. Aus tiefliegenden Augen sah der Mann Johannes forschend an und sagte: „Ihr seid nicht sehr aufmerksam, Pilger! Fast hättet ihr mich umgerannt.“

„Ich war nicht darauf gefasst“, stammelte Johannes. „Ihr geht in die falsche Richtung.“

Der Mann lächelte nachsichtig, wobei er eine Reihe stumpfer Zähne entblößte. „Die Richtungsregel gilt für Pilger“, erklärte er. „Ich bin Prophet, kein Pilger.“

„Und was tut so ein Prophet?“

„Das wisst ihr nicht? Nun, ein Prophet verkündet die Worte des Herrn des Weges. Ich sage Pilgern, was auf sie zukommt und welchen Weg sie einschlagen sollen.“

Hatte der Herr des Weges diesen Mann zu ihm geschickt, um sein Vertrauen zu prüfen? Das wäre ja wieder einmal eine prompte Antwort auf seine Gedanken! Er sollte sich wohl auf diesen Propheten einlassen und ihm vertrauen.

Darum antwortete er: „Dann können Sie mir sicherlich sagen, wann dieser eintönige Weg zu Ende geht.“

„Bald, sehr bald“, antwortete der Prophet. „Oh ja, ich prophezeie dir: Du wirst bald an eine Wegkreuzung geraten, an der du weder aus noch ein weißt. Darum bin ich zu dir gesandt. Der linke Weg scheint bescheiden zu sein, er ist nicht mehr als ein Pfad. Er führt dich in eine große Bedrängnis, doch fürchte dich nicht! Du wirst hindurch kommen, so arg es auch werden wird. Das sagt dir der Herr des Weges. Fürchte dich nicht! Du wirst an eine Stelle geraten, an der du nur Fuß vor Fuß setzen kannst. Es ist wichtig, setze einen Fuß vor den anderen, und du wirst hindurchkommen. Beschreitest du aber den rechten Pfad, so wird er dir als ordentlicher breiter Weg erscheinen. Doch dieser Weg ist für dich nicht gangbar! Auf ihm lauert der Herr der Schatten auf dich und wird dich ins Verderben führen.“

Johannes sah den Propheten zweifelnd an. „Der Herr der Schatten? Wer soll das sein?“

„Er ist der mächtigste Gegner des Herrn des Weges! Er raubt dir jeden Mut und stürzt dich in die tiefste Verzweiflung. Wer ihm begegnet, ist ohne Rettung verloren.“

Der Prophet hatte sich zu ihm herabgebeugt und sprach mit eindringlicher Stimme. Johannes wich ein wenig zurück. Der Mann war ihm unheimlich. Sollte er ihm denn wirklich Glauben schenken?

„Ich sehe das Zeichen nicht an dir, das Zeichen des Herrn des Weges“, sagte er.

„Ach, das Zeichen“, erwiderte der Prophet. „Ich brauche kein Zeichen, weil ich der Vertraute des Herrn bin. Ich höre seine Stimme jede Stunde. Zeichen sind für die da, die man in Zweifel ziehen muss. Propheten sind über jeden Zweifel erhaben. Aber ich zwinge niemanden, meinen Prophetien zu folgen. Ich gebe nur Ratschläge. Befolge sie oder nicht, es ist deine Entscheidung!“

„Wirst du nicht mit mir gehen?“, fragte Johannes.

„Nein, nein, das geht nicht“, erwidert der Prophet. „Ich habe heute noch viel zu prophezeien. Viele Pilger sind unterwegs, die meinen Beistand brauchen.“

Er lüftete seinen spitzen Hut und strebte an Johannes vorbei. „Der linke Weg, vergiss es nicht, Pilger, links“, murmelte er im Vorbeigehen. „Und ich sage voraus, du wirst ein Wegzeichen finden!“

Er sah ihm nach, bis er in der Ferne verschwand. Ob alle Propheten so merkwürdige Leute waren?

Bald sah Johannes vor sich grüne Hügel, die sich höher und höher schwangen. Der Weg wand sich die Hügel empor und nach einer guten Stunde gabelte er sich vor ihm. Und es war, wie der Prophet vorhergesagt hatte: Der linke Weg war nur ein schwach erkennbarer Pfad, der rechte ein guter und breiter Weg. Jeder vernünftige Mensch hätte den schwachen Pfad nicht beachtet und wäre geradeaus gelaufen. Doch dann sah er das Wegzeichen. An einem Stock, der schief in der Erde steckte, war auf einem Täfelchen das Zeichen des Herrn des Weges eingeritzt und darunter ein kleiner, kaum erkennbarer Pfeil in Richtung des Pfades. Wie gut, dass er den Propheten getroffen hatte! Ohne ihn wäre ihm dieses Zeichen sicherlich entgangen.

Johannes schritt den Pfad empor über einen lagen Rücken voller Ginsterbüschen. Wie schade, dass sie jetzt nicht blühten! Dann senkte sich die Landschaft um ihn her. Der Pfad führte nun in ein weites Tal, in dem tief unter ihm ein Bach glitzerte. Der Hang, an dem der Weg entlangführte, wurde steiler und steiler. Johannes kamen plötzlich Zweifel. Hatte er recht getan, auf die Worte des Propheten zu hören? Der Pfad stieg nun auf und ab und wand sich um Felsen und Abgründe. Mit äußerster Anstrengung überwand er einige Felsen, die über grausigen Abgründen hingen. Und dann stand er plötzlich vor einer Stelle, die ihm die Haare zu Berge stehen ließ. Der Pfad führte an einer lotrechten Wand entlang und wurde so schmal, dass Johannes nur Fuß vor Fuß auf einzelne Trittsteine setzen konnte. Ganz so, wie es der Prophet vorhergesagt hatte.

Johannes ließ sich auf einem Felsbrocken am Rande des Weges nieder. Ein gesunder Mann hätte den weiteren Weg vielleicht wagen können, aber als ein Pilger mit einem Holzbein war er aufgeschmissen. Sein Weg war zu Ende! Sicherlich hatte der Prophet übersehen, dass er behindert war. Wie konnte er sagen: „Fuß vor Fuß“, wenn er keinen zweiten Fuß hatte? War er dann wirklich ein Prophet, wenn er solche Dinge übersah?

Er erhob sich wieder und trat an den Rand des Weges. Die Sonne blendete ihn, er kniff die Augen zusammen und schattete sein Gesicht mit der Hand ab. Nein, für ihn war hier kein Durchkommen. Aber er sah auch keine Fortsetzung des Pfades durch diese Wand. Sein Blick fiel in die Tiefe und er erschrak gründlich. Dort unten im Schatten der Wand lagen mehrere Gestalten! Offenbar waren es Menschen, die in die Tiefe gestürzt waren. Von einigen waren nur noch ausgezehrte Skelette übrig. Wahrscheinlich hatten sich die Tiere des Gebirges über sie hergemacht.

Mit zitternden Knien setzte sich Johannes wieder auf den Stein. Der Prophet hatte ihn in eine Falle gelockt. Hatte er nicht an ihm lernen sollen, zu vertrauen?

„Nein“, sagte eine Stimme in ihm. „Du sollst nicht irgendwelchen Menschen vertrauen, sondern auf die Weisungen des Herrn des Weges achten! Ihm sollst du vertrauen!“

Ja, das stimmte. Er hätte wissen können, dass dieses Wegzeichen falsch war. „Regel Nummer ein“, murmelte er. „Die Zeichen sind alle an Felsen angebracht.“ Warum nur fiel es ihm so schwer, auf diese einfachen Regeln zu achten?

Der Weg zurück war unendlich mühsam – und nicht nur das: Wo er vorher nur Felsen gesehen hatte, blickte er nun noch viel öfter in schauerliche Abgründe. Seine Beine waren müde geworden und seine Tritte wurden unsicher. Mehr als einmal schwankte er an steilen Stellen und drohte in die Tiefe zu rutschen. Hätte er doch nur einen Stock, auf den er sich stützen könnte!

Als er endlich wieder an der Wegkreuzung stand, war es fast schon Abend geworden. Voller Grimm zog Johannes den Stock aus der Erde. Jetzt hatte er seinen Wanderstab – und er würde ihn immer daran erinnern, nicht leichtgläubig vom Weg abzuweichen. Ja, er hätte es bemerken müssen: Dieses Wegzeichen hatte jemand absichtlich in den Stab geritzt, um Pilger wie ihn vom Wege abzubringen. Ob der Prophet ihn selbst angebracht hatte? Konnten Menschen so boshaft sein?

Und dann wurde ihm klar, dass er ohne sein Holzbein niemals zurückgegangen wäre. Ja, er wäre voller Vertrauen auf seine Fähigkeiten in die Felswand eingestiegen und genauso elend umgekommen wie viele vor ihm. Er starrte auf den hölzernen Stumpf, der am unteren Ende schon reichlich ramponiert war. Er hatte ihm das Leben gerettet.

Der breite Weg führte in einem weiten Bogen um den Berg herum. Am hellen Tage wäre das eine schöne Wanderung gewesen, aber nun wuchsen die Schatten und es war kaum eine Stunde vergangen, als die Nacht hereinbrach. Weit und breit war keine Herberge zu sehen. Johannes verfolgte den Weg, solange es eben ging, doch endlich kam der Punkt, an dem er nicht mehr erkennen konnte, wo der Weg verlief. Er suchte sich eine Stelle, an der ein wenig Gras und Moos wuchs und ließ sich vorsichtig nieder. In seinem Rucksack fand er ein paar Brotreste und in seiner Flasche einen letzten Schluck fade schmeckenden Wassers. Das war ein karges Abendessen in Dunkelheit und Kälte.

Doch es sollte noch schlimmer kommen. Kaum hatte sich Johannes ein wenig ausgestreckt, begann sein Beinstumpf zu schmerzen. Er drehte sich hin und her, aber die Schmerzen wurden nur noch ärger. Zudem kroch die Kälte der Nacht aus dem Boden in seinen Körper. Johannes hockte sich auf einen Felsbrocken, stand wieder auf, schüttelte sich, legte sich anders hin. Es half nichts, die Schmerzen und die Kälte peinigten ihn fort und fort.

Und dann kam eine Stimme, die tief aus seinem Inneren hervorbrach. „Du bist im Reich der Schatten“, sagte die Stimme. „Du entkommst mir nicht, Pilger. Hat der Prophet dich nicht gewarnt?“

„Wer bist du?“, flüsterte Johannes.

„Ich bin der Herr der Schatten. Mir gehören die Nacht und die Finsternis. Alle, die hier außerhalb der Herbergen die Nacht verbringen, gehören mir. Hast du das nicht gewusst?“

„Aber ich bin unschuldig. Ich wurde auf den falschen Weg geschickt.“

„Weißt du denn, ob er falsch war? Du hättest nur ein wenig weitergehen sollen, dann wärest du jetzt in einer Herberge.“

„Verdammt, ich habe ein Holzbein. Ich konnte den Weg nicht gehen!“

„Du hast es nicht einmal versucht. Du bist kein richtiger Pilger, Johannes. Richtige Pilger lassen nichts unversucht. Sie riskieren ihr Leben, sie vertrauen über jedes Maß auf ihren Herrn. Du bist zu schwach, um ein Pilger zu sein. Wer zu schwach ist, gehört mir!“

„Aber was soll ich denn noch tun? Warum genügt das alles nicht?“

„Du wirst das Zeil nie erreichen, du nicht. Ich werde dich holen. Du gehörst mir.“

Johannes spürte eine Lähmung in seinen Gliedern. Zugleich schien der Schmerz nachzulassen. Es war so einfach, sich der Nacht und dem Schatten zu überlassen. So einfach, nicht mehr zu sein und nichts mehr zu wollen. Die Kälte der Nacht würde ihr Werk an ihm vollbringen.

„Ich bin gestorben, damit ihr lebt!“ Wer hatte das gesagt? Verdammt, hatte er das alles denn umsonst erlebt? Nur, um hier am Wegesrand in der Dunkelheit umzukommen? Plötzlich sah er das Kreuz vor sich. Der Herr des Weges hing an diesem Kreuz. „Du sollst leben, Johannes“, sagte er. „Ich sterbe, damit du lebst.“

Es war nur ein kurzer Moment, wie ein Blitz in einer finsteren Nacht. Dieser Moment stellte ihn plötzlich in eine schwierige Entscheidung. Seine Lage war ihm aussichtslos erschienen, aber das war sie nicht. Er konnte sich erheben und seinen Weg vorsichtig tastend weiterschreiten. Das mochte sehr mühsam sein, doch es war möglich. Und er konnte liegenbleiben und in Hunger und Kälte sterben. Welchem Herrn wollte er gehorchen? Wem wollte er vertrauen? Er lauschte in die Stille, doch die Stimme des Herrn des Weges gab ihm keine Antwort. Stattdessen tönte es in ihm: „Wie töricht! Du wirst vom Weg abkommen und in das Dunkel stürzen. Versuch es nur, komm, ich warte auf dich!“

Mühsam erhob sich Johannes, ergriff seinen Rucksack und seinen Stab und tastete sich wie ein Blinder vorwärts. „Du Narr, du Narr, du elender Narr!“, zischte die Stimme, aber Johannes versuchte, sie zu überhören. Er spürte den glatten Weg unter sich und sein Stab stieß immer wieder an Felsen jenseits des Wegrandes.

„Es geht“, sagte er laut vor sich hin. „Pilger Johannes, es geht!“

Plötzlich lag der Weg in einem hellen Licht vor ihm. Zuerst glaubte er an eine himmlische Erscheinung, einen leuchtenden Engel oder dergleichen. Doch dann begriff er: Er war aus dem Schatten eines hohen Berges ins Licht des Mondes hinausgetreten. Ein großer Halbmond war gerade über fernen Gipfeln aufgegangen und beschien seinen Weg mit seinem silbrigen Licht. Johannes wandte sich um und sah zurück. Sein Rastplatz lag in tiefem Schatten und das Licht des Nachtgestirns würde diese Stelle lange nicht erreichen.

Mit lauter Stimme sprach Johannes in die Nacht: „Ich will dir vertrauen, Herr des Weges! Ich will auf deine Anweisungen achten. Vergib mir, dass ich so schwer lerne, das Richtige zu tun.“

Der Mond war schon wieder fast untergegangen, der Morgen konnte nicht mehr weit sein. Da sah Johannes mitten auf seinem Weg einen mächtigen dunklen Felsbrocken liegen. Der Weg schien geradewegs darauf zuzuführen. Erst im letzten Moment begriff er, dass er vor einer weiteren Herberge stand. Sie lag still und dunkel vor ihm, wahrscheinlich schliefen alle dort drinnen seit Stunden. Er fand eine Türe und klopfte. Nichts rührte sich. Während er dastand und lauschte, fühlte er, wie die Kälte wieder in seine Glieder kroch. „Und was soll ich jetzt tun?“, murmelte er. Weiterzugehen war keine gute Idee, er war am Ende seiner Kräfte. Sich auf der Schwelle niederzulassen, konnte ihm den Tod bringen. Er klopfte wieder, diesmal etwas lauter. Nichts geschah. Da nahm er all seinen Mut zusammen und hämmerte mit beiden Fäusten an die Türe und schrie: „Macht die verdammte Tür auf! Macht auf!“ Er wusste später nicht mehr, wie lange er die Türe bearbeitet hatte, jedenfalls wurde sie plötzlich aufgerissen und er fiel mit einem überraschten Schrei ins Innere. Über ihm stand ein Mann in einem weißen Gewand, der eine erloschene Kerze in der Hand hielt. Aus dem Inneren des Hauses fiel ein schwacher rötlicher Lichtschein auf ihn. Der Mann stellte die Kerze neben ihn und kniete nieder.

„Du hast eine ziemliche Hartnäckigkeit!“, meinte er. „Immerhin, du hast mich geweckt! Ich bin nämlich schwerhörig.“

Johannes war zu erschöpft, um darauf zu antworten. Er blieb einfach auf dem Fußboden sitzen, bis der Mann sich zu ihm herabbeugte und ihn nach oben zog. Er führte ihn den dunklen Gang entlang in einem Raum, der von einem schwachen Feuer in einem Kamin erhellt war. Dort setzte er ihn an einen Tisch, wandte sich dann dem Feuer zu und warf einige Holzscheite hinein. Das Feuer flackerte auf und erleuchtete den Raum, der wohl eine Art kleine Gaststube war.

Der Herbergsvater setzte ihn auf eine Bank, die an einem großen Holztisch stand und brachte ihm ein paar Scheiben Brot und einen Krug Bier. Über seinem Nachthemd bemerkte Johannes das Abzeichen des Wegherren, was ein durchaus beruhigender Anblick war.

Er setzte sich ihm gegenüber auf einen Stuhl und sah ihn so lange an, dass Johannes unbehaglich wurde.

„Ich heiße Johannes“, begann er. „Es tut mir leid, dass ich so spät komme.“ Der Wirt schwieg immer noch. „Ich wurde auf den falschen Weg geschickt“, beteuerte er, nachdem er einen großen Schluck Bier zu sich genommen hatte. „Sonst wäre ich rechtzeitig angekommen.“

„Und von wem hast du dich schicken lassen?“

„Von einem Propheten, aber es war kein richtiger, denke ich.“

„So, das denkst du?

Der Herbergsvater sah ihn durchdringend an und als Johannes schwieg, fuhr er fort: „Er trug ja sicherlich das Abzeichen des Weges, oder?“

Johannes senkte schuldbewusst den Kopf und murmelte: „Er sagte, er brauche es nicht.“

Sein Gegenüber hatte eine kleine, drahtige Gestalt und ein rundes Gesicht, in dem Johannes viele Lachfalten entdeckte. Aber im Moment lachte er nicht, ganz im Gegenteil, er blickte ihn sehr ernst an.

„Wenn du weiterhin unsere Regeln missachtest, Pilger Johannes, dann wird es mit dir ein böses Ende nehmen. Diese Regeln wurden nicht aufgestellt, um Pilger zu ärgern, sondern um ihr Leben zu bewahren! Hat dir das noch niemand gesagt?“

„Doch, doch“, beeilte sich Johannes zu erwidern. „Nur kommen die Dinge immer anders, als ich erwartet habe.“ Er hatte Mühe, Worte zu finden. Das Bier hatte seine Fähigkeit, sich zu konzentrieren, vollends zerstört.

„Darum ist es eben manchmal wichtig, nicht auf irgendwelche Leute zu hören, sondern einfach zu tun, was die Wegregeln sagen! Aber ich sehe, dass du müde bist. Komm, ich zeige dir dein Bett.“

1. **Die Vögel**

Am nächsten Morgen wartete an derselben Stelle ein gutes Frühstück auf ihn. Der Herbergsvater setzte sich zu ihm und schenkte ihm Kaffee ein.

„Ich war in der Nacht ein wenig rau zu dir“, sagte er. „Das tut mir leid, Johannes.“

Johannes schob sich ein dick mit Honig bestrichenes Brot in den Mund und kaute eine Zeitlang darauf herum.

„Ist schon ok“, sagte er endlich. „Du hast ja auch Recht gehabt. Ich hätte mir denken können, dass dieser seltsame Prophet nicht echt ist.“

“Ja, es gibt leider hier einige Leute, die ihr Unwesen auf dem Weg treiben. Dagegen können wir nichts machen.”

Die Türe zu dem kleinen Gastraum öffnete sich und ein weiterer Mann trat ein. Er hatte seinen Pilgermantel lose um die Schultern gelegt und setze sich ans andere Ende des großen Tisches. Der Herbergsvater stand auf und nahm die Kaffeekanne mit. Während er ihm ein schenkte, fragte er: “Bei dir soll es wohl bald losgehen, oder?”

“Ja, so bald wie möglich”, antwortete der Pilger.

“Ihr könntet ja zusammen gehen”, schlug der Wirt vor.

Johannes schrak auf. Wieso denn das? Der Mann, der ihm da gegenübersaß, war ihm aus irgendeinem Grund unsympathisch. Doch dann fiel ihm ein, dass ja schon einmal einem solchen Gefühl nachgegeben hatte, nur um hinterher festzustellen, wie sehr ihm die Einsamkeit auf den Geist ging. So sagte er rasch: „Warum nicht?“

Der fremde Pilger aber schüttelte den Kopf und meinte: “Du bist doch der mit dem Holzbein, nicht wahr? Nimm es mir nicht übel, aber ich bin ziemlich schnell unterwegs. Ich weiß nicht, ob du da mitkommst.”

Johannes war erleichtert, sagte aber: “Schon gut, ich komm ja auch allein zurecht.”

Der Herbergsvater schüttelte den Kopf, sagte aber nichts dazu. Er wechselte das Thema und begann über den kommenden Weg zu sprechen. Johannes hörte nur mit halbem Ohr zu. Da ging es um irgendwelche Vögel, die immer in einer Linie flogen. Vogelkunde hatte ihn noch nie interessiert.

“Warum sind es immer gerade sieben?”, hörte er den fremden Pilger fragen.

“Das weiß niemand so genau, vielleicht weil es eine heilige Zahl ist.”

Der Pilger lachte und meinte: “Dann sind es aber ziemlich intelligente Vögel!”

“Das will ich meinen! Sie fliegen wie an einer Schnur aufgereiht immer genau von Norden nach Süden. Wir nennen sie Pilgervögel, denn sie haben wie wir ein Ziel.”

Wenig später erhob sich der lange Pilger und sagte: “Ich muss noch meinen Rucksack holen.” Der Wirt begleitete ihn nach draußen und Johannes war nun doch froh, allein zu sein.

Als der Herbergsvater zurückkam, hatte Johannes sein Frühstück beendet und erhob sich ebenfalls. “Ich mache mich auch auf den Weg”, sagte er.

“Schade, dass ihr nicht zusammen geht. Der Weg wird sehr eintönig, immer nur Heidekraut und noch mehr Heidekraut. Da ist es nicht gut, allein zu sein. Naja, da kann man nichts machen.”

“Das ist mir viel lieber”, hätte Johannes jetzt sagen können, doch stattdessen sagte er nur: “Es ist nicht so schlimm für mich.”

Die Landschaft, durch die Johannes nun schritt, war wieder recht eintönig. Nirgendwo war eine Erhebung zu sehen. Der Boden war von niedrigem Heidekraut bedeckt, das sich bis zum Horizont erstreckte. Anfangs drückte der Rucksack, weil der Wirt einen großen Schlauch mit Wasser hineingepackt hatte. Der Weg verlor sich zwischen den Büschen, aber Johannes machte sich keine Sorgen. „Immer geradeaus“, hatte der Wirt gesagt. Das war nicht allzu schwer, dachte Johannes. Er ging sehr schnell und musste aufpassen, dass er mit seinem Holzbein nicht in den Büschen hängenblieb. Sicherlich würde er bei diesem Tempo den langen Pilger noch ein- und sogar überholen! Doch als sich auch nach einer Stunde kein Pilger am Horizont zeigte, gab er auf. „Ohne das verdammte Holzbein hätte ich ihn locker geschafft“, dachte er.

Gegen Mittag sah er die Pilgervögel. Tatsächlich, wie der Herbergsvater erzählt hatte, flogen sieben silbrig glänzende Vögel wie an einer Schnur aufgereiht über seinen Kopf und verschwanden im Licht der Sonne. Dieses Schauspiel wiederholte sich immer wieder und immer waren es genau sieben Vögel, die nun genau dorthin flogen, wo er hin pilgerte. „Sie fliegen genau dorthin, wo ich hinmuss“, dachte Johannes. „Darum heißen sie wohl auch so.“ Allmählich gewöhnte er sich an die Vögel und sah ihnen nicht mehr so lange hinterher. Stattdessen trottete er mit gesenktem Kopf durch die Büsche und versuchte, an nichts zu denken, was auf die Dauer anstrengend ist. „Ein eintöniger Tag“, murmelte er. „Das ist eben auch beim Pilgern so, das ist Pilgeralltag, mein Junge.“

Irgendwann am frühen Nachmittag fiel ihm auf, dass das Heidekraut zu seinen Füßen spärlicher wurde. Er hob den Blick und stellte fest, dass vor ihm sich eine gänzlich veränderte Landschaft breitete. Überall lagen kleine und große scharfkantige Felsbrocken herum, zwischen denen Dornen und Brombeergesträuch wuchs. Davon hatte der Herbergsvater nichts gesagt. Johannes stutzte. War irgendetwas falsch? Er war doch immer geradeaus gelaufen! Und die Vögel? Plötzlich fiel ihm ein, was er nur mit halbem Ohr gehört hatte: „Sie fliegen immer nach Süden!“ Verdammt, er musste natürlich nach Westen! Wie lange war er schon nach Süden gelaufen? Er hatte keine Ahnung!

Johannes verfluchte seine Unaufmerksamkeit. Wieso hatte er am Morgen nicht genauer zugehört? Der Herbergsvater hatte wohl angenommen, dass er die Instruktionen auch gehört hatte. Er hatte sich vorgenommen, den anderen Pilger einzuholen, ihm seine überragende Kondition zu demonstrieren. Deshalb hatte er es so eilig gehabt. Wie kindisch das doch war! Und nun? Er drehte sich um und schlug den Weg nach Nordwesten ein. Nun kamen die Vögel ihm von rechts entgegen und verschwanden links hinter ihm.

Nach vielen weiteren Stunden sank die Sonne im Westen und Johannes wusste nicht, wo er war. Schon eine geraume Weile waren keine Vögel mehr aufgetaucht. Als die ersten Sterne am Himmel erschienen, erkannte er die Lampe des Nordens, jenen hellen Stern am nördlichen Himmel, der allen Seefahrern und Wanderern die Richtung zeigt. Darum ging er weiter in die wachsende Dunkelheit und hatte den Stern immer auf seiner rechten Seite. Doch gegen Mitternacht verblassten die Sterne. Ein kalter Wind trieb Regenwolken vor sich her und bald war Johannes durch und durch nass. Er war sterbensmüde und fror, doch er wusste, dass eine Rast ihm den Tod bringen konnte. Zu allem Überfluss vernahm er ein seltsames Heulen, das nicht vom Wind stammen konnte. Zuerst achtete er nicht darauf, doch als es vernehmlicher wurde, begriff er, dass irgendwo dort in der Dunkelheit Tiere herumliefen, die ihn gewittert hatten. Die Angst schürte ihm die Kehle zu, er flüsterte: „Herr des Weges, du musst mir helfen! Ich gehe drauf!“ Und nach kurzem Zögern setzte er hinzu: „Ja, ich habe wieder Mist gebaut! Willst du mich deshalb umkommen lassen?“

Bald meinte er, in der Dunkelheit irgendwelche Schemen zu erkennen. Waren es Wölfe oder wilde Hunde? Er stürmte nun durch die Finsternis, achtete nicht auf den Schmerz in seinem Beinstumpf und arbeitete sich mit aller Kraft durch das Heidekraut. Das Holzbein blieb an einem Wurzelstock hängen, er strauchelte und sein Gesicht schlug in die stacheligen Büsche. Und da kamen sie! Er roch ihren Atem, hörte ihr Knurren und fühlte zu seinem Entsetzen eine Berührung an seinem gesunden Bein. Johannes hob den Kopf und sah plötzlich ein Licht. Es schien in der Ferne zwischen den Kräutern, klein und zitternd, aber es war ein Licht und kein Stern. Johannes erhob sich, brüllte: „Haut, ab, ihr Viehzeug!“ und rannte auf das Licht zu. Ja, es wurde größer und heller, jetzt sah er, dass es von etwas ausging, das wie ein Felsbrocken aussah. Er rannte gegen ein massives Hindernis, strauchelte wieder und fing sich. Seine tastenden Hände spürten Holz. In diesem Moment erlosch das Licht. Johannes schrie auf. Da flammte das Licht wieder auf und plötzlich war alles in Licht getaucht. Johannes sank in sich zusammen und spürte nur noch, wie starke Arme ihn in seinem Sturz hielten.

Er lag auf einer Bank unter einer warmen Decke. Das erste, was er wieder spürte, war der Schmerz in seinem Beinstumpf. Er hob den Kopf und sein Blick fiel auf die hagere Gestalt des langen Pilgers. Er stand über ihm und sah besorgt aus. Neben ihm erblickte er eine alte Frau. An ihrer Brust prangte das Wegabzeichen.

„Du hast sehr viel Glück gehabt, dass du die Herberge gefunden hast“ sagte die Alte. „Da war ein Licht“, entgegnete Johannes. „Der Herr des Weges hat mir ein Licht geschickt!“

Der lange Pilger lachte und sagte: „Das war kein Wunder, Pilger Johannes! Ich musste aufs Klo und habe deshalb die Lampe entzündet. Das Klo ist hier draußen! Und als ich wieder drinnen war, habe ich den Lärm gehört, als du draußen über die Bank gefallen bist.“

Die Alte schüttelte den Kopf und meinte zu dem Langen: „Genau im richtigen Moment musstest du nach draußen. Ist das kein Wunder, he?“

Sie wandte sich Johannes zu und sagte: „Wir fragen uns, warum du für den Weg so lange gebraucht hast. Hattest du unterwegs Schwierigkeiten?“

Johannes schämte sich und hätte am liebsten einfach geschwiegen, aber er konnte dem fragenden Blick der Herbergsmutter nicht ausweichen.

„Ich habe gestern nicht richtig zugehört“, gab er zu. „Die Sache mit den Vögeln, die nach Süden fliegen, fiel mir zu spät ein. So habe ich die Richtung verfehlt.“

Der lange Pilger fragte: „Wäre es denn so schlimm gewesen, da draußen zu übernachten?“

Die Alte entgegnete: „Du weißt nicht, Markus, dass es dort in der Einöde wilde Tiere gibt. Da laufen nachts Wölfe und Hyänen herum.“

Johannes nickte. „Sie waren schon bei mir! Beinahe wären sie über mich hergefallen.“

Die Alte nickte und fuhr fort: „Ich bin übrigens Gisi, die Wirtin hier. Du hast etwas Wichtiges gelernt, Johannes. Ein Pilger muss aufmerksam sein, wenn er etwas erklärt bekommt. Manche Worte sind sehr wichtig für seinen Weg und sie werden ihm selten mehrmals mitgeteilt.“

Johannes wollte sich rechtfertigen und sagte: „Und wann weiß man, ob gerade so ein wichtiges Wort kommt?“

„Das weiß man nie. Der Herr des Weges liebt es, unsere Aufmerksamkeit zu prüfen. Er will, dass wir immer daran denken, dass wir Pilger sind und unseren Weg finden müssen.“

Das schien Johannes ziemlich anstrengend zu sein, aber er wollte sich auf keine weitere Diskussion einlassen. Stattdessen hob er den Blick und bemerkte, dass draußen die Sonne schien. Er richtete sich auf und meinte dabei jeden Muskel einzeln zu spüren. Der Raum, in dem sie sich befanden, war für eine Gaststube recht klein. Zwei Tische mit je drei Stühlen füllten ihn fast aus. Der eine Tisch stand vor der Bank, auf der Johannes gelegen hatte. Der andere befand sich vor dem einzigen Fenster. Markus nahm auf der Bank hinter diesem Tisch Platz. Johannes bemerkte, dass auf dem Tisch ein reichhaltiges Frühstück wartete. Er erhob sich, doch als er auf sein Holzbein trat, fuhr ein scharfer Schmerz durch seinen Beinstumpf.

Gisi bemerkte sein Zusammenzucken und sagte: „Es war wohl gestern zu viel für dich. Ich denke, du musst noch ausruhen, Johannes. Frühstücke erst einmal.“

Während Johannes frühstückte, machte sich der lange Pilger, der Markus hieß, fertig und brach auf. Die Herbergsmutter setzte sich zu Johannes an den Tisch und meinte: „Du kannst heute hierbleiben. Ruhe dich aus und pflege dein Bein. Du musst dich ja nicht beeilen.“

Johannes dachte an den Pilger Markus und sagte: „Nein, ich muss mich nicht beeilen.“

1. **In Gemeinschaft**

Vor der Herberge lag eine grüne Wiese, auf der mehrere bequeme Stühle standen. Johannes setze sich in einen dieser Stühle, klappte die Lehne herunter und genoss die Sonne, die auf sein Gesicht schien. Ein Ruhetag! Das hätte er schon lange einmal machen sollen! Nach einige Zeit kam Gisi zu ihm heraus und setze sich zu ihm.

„Erzähl mir deine Geschichte“, sagte sie. „Du hast sicherlich schon viel erlebt, Pilger Holzbein, oder?“ Dabei sah sie ihm so freundlich an, dass er gar nicht anders konnte, als ihr alles zu erzählen. Sie unterbrach ihn nicht und hörte aufmerksam zu.

Am Ende seiner Erzählung sagte sie: „Du bist ein Pilger mit vielen Mühen, Johannes. Das müsste nicht so sein.“

„Du meinst, ich könnte es mir leichter machen?“

„Ja, das meine ich. Weißt du, es gibt drei Arten Pilger. Die erste Art sind die, die in Wirklichkeit nie Pilger werden wollten. Sie haben etwas ganz anderes gesucht und sind sich darüber nie klar geworden, dass sie ein anderes Ziel haben. Die zweite Art sind die Pilger, die sich ganz auf den Weg einlassen und beständig an das Ziel denken. Ihnen sind die Weisungen des Herrn des Weges sehr wichtig und sie vergessen sie fast nie.“

Johannes fürchtete schon, bei Gisi zur ersten Art zu gehören, doch die Wirtin fuhr fort: „Du gehörst zur dritten Art! Das sind die Pilger, die zwar die Weisungen gehört haben, sie aber immer wieder vergessen. Sie sind nicht ganz bei der Sache, haben noch andere Ziele und verlieren oft den Weg. Das sind die Pilger, die die meiste Mühe haben. Und mit denen wir die meiste Mühe haben.“

Johannes starrte auf sein Holzbein. Es erschien ihm wenig sinnvoll, etwas dagegen vorzubringen. Es stimmte ja, sein Pilgerweg war eine Kette von Unglücksfällen, die er selbst verschuldet hatte.

Er kämpfte dagegen, in Tränen auszubrechen und sagte leise: „Was soll ich denn dagegen tun?“

„Zuerst einmal mit diesem Selbstmitleid aufhören“, sagte Gisi heftig. Sie hatte wohl doch seine Tränen bemerkt. „Und dann endlich den ernsten Entschluss fassen, die Weisungen zu beachten.“

„Das will ich ja“, entgegnete Johannes. „Aber auf dem Weg vergesse ich sie immer wieder.“

„Dann fasse hier und jetzt den Entschluss, dir die Regeln des Weges jeden Morgen, bevor du losgehst, vorzulesen. Du hast sie doch noch?“

Johannes wurde verlegen. „Ich habe sie in dieser Stadt, in Lebenstedt, verloren. Aber ich kenne sie ja auswendig.“

„Das genügt nicht, Johannes. Du solltest sie in Händen halten.“ Gisi erhob sich, ging ins Haus und kam bald darauf mit einem Zettel zurück.

„Hier sind sie“, sagte sie. „Nimm sie und lies sie dir nochmals durch.“

Johannes gehorchte und stellte bald darauf zu seiner Verwunderung fest, dass sein Gedächtnis nicht halb so gut war, wie er gedacht hatte. Tatsächlich hatte er schon einige der einfachen Sätze vergessen.

Gisi betrachtete ihn aufmerksam. Als er den Zettel sinken ließ, fragte sie ihn: „Wirst du ihn dir jeden Morgen vorlesen? Kannst du mir das versprechen?“

Johannes hatte eine Erwiderung auf der Zunge, weil er ein solches Versprechen irgendwie lächerlich fand. Doch dann dachte er an seine vielen Irrwege und sagte: „Ja, ich verspreche es dir!“

Gisi nickte und sagte: „Möge der Herr des Weges dieses Versprechen segnen!“

Am späten Nachmittag traf eine Gruppe von Pilgern ein. Es waren fünf Männer und drei Frauen, die zusammengehörten. Ein älterer Mann namens Paul ging vorweg und schien der Leiter zu sein. Zum Abendessen trugen sie den großen Tisch aus der Gaststube heraus und setzten sich um ihn. Paul lud Johannes ein, sich zu ihnen zu setzen. Ein Abendessen in fröhlicher Runde war etwas, das Johannes auf dem Weg bisher noch nicht erlebt hatte. Er genoss es sehr, mittendrin zu sein und den Geschichten der Pilger zu lauschen. Eine Pilgerin namens Marte erzählte davon, wie sie einen Schuh verloren hatte, der in eine Felsspalte gefallen war. Paul hatte die Idee gehabt, aus den Schnürsenkeln der ganzen Gruppe eine Schnur zu flechten und sie mit einem Haken in die Spalte herunterzulassen. „Wir haben eine ganze Stunde geangelt“, erzählte sie. „Aber dann hatten wir den Schuh am Haken. Stellt euch nur vor, wenn die Schnur auch nach unten gefallen wäre! Niemand von uns hätte seine Schuhe zubinden können.“

Neben ihm saß ein Pilger, der sich als Artur vorstellte. Er war von kleiner Gestalt, schien aber sehr kräftig zu sein. Er erzählte, er habe einen hungrigen Schakal in die Flucht geschlagen und das nur dadurch, dass er ihn laut angebrüllt habe. Er war es auch, der das Holzbein von Johannes unter dem Tisch erspähte. Darauf musste Johannes seine Geschichte erzählen. Sie war spannend, aber nicht lustig. Alle hörten ihm gebannt zu und am Ende sagte Paul: „Da seht ihr, dass es nie gut ist, allein zu laufen! In der Gruppe wäre das nicht passiert.“ Die anderen nickten und Artur meinte: „Du kannst doch morgen mit uns kommen!“

Alle sahen Paul an. Er entschied: „Wenn du dir das zutraust, mit uns Schritt zu halten, kannst du dich uns anschließen.“

„Das werde ich!“, versicherte Johannes. Und so war es beschlossene Sache.

An diesem Abend wurde viel gesungen und später auch wild getanzt. Wie anders war diese Runde als die Discoabende in der Stadt Zerstreuung! Niemand war zugedröhnt und es gab auch keine blöden Bemerkungen über schlechte Tänzer oder über sein Holzbein. Es war auch anders als in der falschen Herberge in Lebenstedt, wo die Lieder möglichst zotig sein mussten und die Witze immer auf Kosten anderer gerissen wurden. Das hier war einfach reine Fröhlichkeit!

Am nächsten Morgen brachen sie früh auf. Sie mussten diesmal keine größeren Wasservorräte mitnehmen, denn Gisi sagte, sie kämen in ein Gebirge, in dem es genug Wasser gäbe. „Und ich hoffe, ihr habt heute eine gute Aussicht dort oben“, sagte sie und lächelte geheimnisvoll.

Johannes schnallte seinen Rucksack um und schritt vom Vorplatz der Hütte eine kleine Stufe hinunter auf den Weg hinaus. Er spürte einen scharfen Schmerz in seinem Beinstumpf und ihm entfuhr ein Schmerzenslaut. Paul drehte sich zu ihm um und fragte: „Hast du Probleme mit deinem Bein?“ Johannes nickte. „Ja, der Stumpf tut heute wieder weh, obwohl ich mich ausgeruht habe. Ich weiß nicht, wie lange ich das aushalte.“

Paul kam zu ihm und sah ihm tief in die Augen. „Glaubst du, dass ein Gebet dir helfen könnte?

Johannes wusste nicht recht, was er darauf antworten sollte, dachte aber, es wäre nicht so gut, nein zu sagen. So nickte er und meinte: „Ich denke schon.“

Paul kniete vor ihm nieder, legte seine Hände um seinen Beinstumpf und murmelte etliche Worte, von denen Johannes nur „Herr des Weges“ verstand.

Plötzlich aber rief er laut: „Schmerz, ich befehle dir, zu verschwinden!“

Wie erstaunt war Johannes, als der Schmerz nun tatsächlich verschwand. Verblüfft starrte er zuerst auf sein Bein, dann auf Paul, der sich erhob und ihm auf die Schulter schlug.

„Na, Johannes? Wo ist der Schmerz?

„Er ist fort! Er ist verschwunden.“

Die anderen Pilger, die sich um sie geschart hatten, applaudierten.

Danach machten sie sich auf den Weg. Johannes trat zuerst vorsichtig auf, doch als der Schmerz ausblieb, schritt er kräftiger aus.

Obwohl der Weg bald recht beschwerlich wurde, hielt Johannes nun gut mit den anderen mit. Sie lachten über das Tack-tack seines Holzbeins, doch nach einiger Zeit hatten sie sich daran gewöhnt und niemand verlor mehr ein Wort darüber.

Johannes genoss die Gemeinschaft und die Gespräche auf dem Weg waren eine ganz neue Erfahrung für ihn. Einige hatten auch schlimme Erfahrungen gemacht, bevor sie sich der kleinen Gruppe angeschlossen hatten. Marte erzählte von einem Mann, der sie gezwungen hatte, bei ihm zu bleiben, nur weil sie ein Stück mit ihm gegangen war.

„Paul hat mich befreit“, sagte sie. „Ohne ihn würde ich den immer noch am Hals haben.“

„Ist Paul euer Führer?“, fragte Johannes.

„Ja, das ist er. Er kennt den Weg am besten. Er hat sich noch nie geirrt. Ohne ihn wäre ich längst vom Weg abgekommen.“

Johannes kam das seltsam vor. Sollte nicht jeder Pilger seinen eigenen Weg finden? Wie konnte man etwas über sich lernen, wenn man einfach einem anderen hinterherlief? Doch das sagte er nicht laut, denn er wollte Marte nicht durcheinanderbringen.

Der Weg führte als dünne Pfadspur immer bergauf, wand sich durch übermooste Felsen und Geröllhalden. Sie überquerten kleine Bachläufe und rasteten unter hohen Tannen. Diese Wanderung genoss Johannes mehr als jemals zuvor auf seiner Pilgerfahrt. Lag es an dieser Gebirgslandschaft oder an ihrem Miteinander? Vielleicht an beidem.

Nach etlichen Stunden näherten sie sich einem Einschnitt zwischen hohen Bergen. Rechts und links türmten sich unersteigbare Gipfel, in deren Schatten es sehr kühl war. Der Pfad führte steil nach oben und Johannes spürte nun doch seinen Beinstumpf und fiel ein wenig zurück. Die anderen, die schon oben auf dem Sattel standen, blickten stumm zur anderen Seite hinunter. Warum schwiegen sie? War der Anblick denn so furchterregend?

Endlich machte Johannes die letzten Schritte. Vor ihm lag ein weites Tal, in dem sich weißer Nebel wie eine Decke ausbreitete. An beiden Seiten reihten sich Gipfel um Gipfel aneinander. Dort aber, wo die Bergketten in der Ferne scheinbar zueinander traten, ragte ein einzelner hoher Berg empor. Auf seinem Gipfel strahlte ein helles Licht. Einmal schien es weiß, dann wieder schimmerte es in allen Farben des Regenbogens. Ohne dass jemand es ihm erklärte, wusste Johannes: Das war das Ziel! Dort lag das Ende seiner Pilgerfahrt vor ihm, dort war endlich der Ort seines Verlangens. Er kniete nieder und die anderen taten es ihm gleich. Paul stimmte auf einmal ein Lied an. Johannes kannte die Melodie nicht, aber die anderen aus der Gruppe fielen ein. Es war eine Melodie voller Sehnsucht und Süße, die Johannes Tränen in die Augen trieb. Sie sangen es immer wieder, so dass er endlich mit einstimmen konnte.

Später saßen sie zusammen im Gras und verzehrten ihren Proviant. Sie sahen, wie der Nebel aus dem Tal langsam emporwallte und ihnen schließlich die Sicht auf den hohen Berg versperrte. Plötzlich erhob sich Paul und sprach zu ihnen: „Habt ihr es nicht auch gespürt? Diese Kraft, die von dem Berg ausging! Das ist es, das ist unser Ziel. Dort wartet der Herr des Weges auf uns und gibt uns jetzt schon ein Angeld dessen, was uns erwartet. Wie könnten wir nun wieder in Nebel und Dunkelheit wandern? Wir wollen im Licht gehen, unsere Lieder singen und mit dem Ziel im Auge unserem Pfad folgen!“

Johannes sah ihn verwundert an. Sein Blick hatte einen träumerischen Ausdruck angenommen, so als sähe er trotz des Nebels etwas, das sie alle nicht sehen konnten. Paul drehte sich herum und wies auf die Bergkette zur Linken: „Seht nur, dort geht unser Pfad hinauf! Von dort sehen wir das Ziel und bleiben stets im Licht! Kommt, Freunde, wir brechen auf, ehe uns der Nebel einhüllt.“

Tatsächlich hatte der wallende Nebel fast den Sattel erreicht. Paul ergriff seinen Rucksack und begann, linker Hand einem kleinen Pfad zu folgen, der am Hang entlangführte. Die anderen erhoben sich ebenfalls, ergriffen ihre Rucksäcke und folgten ihm.

„Halt!“ Johannes hatte sich erhoben und wunderte sich selbst, dass er sich traute, dieses Wort auszusprechen. Die Gruppe blieb stehen und alle drehten sich zu ihm um.

„Dieser Pfad hat kein Wegzeichen“, rief er laut. „Wir müssen das Zeichen suchen!“

Paul schüttelte unwillig den Kopf. „Das brauchen wir hier nicht! Das Licht selbst ist jetzt unser Wegweiser. Bleibt im Licht und ihr könnt euren Weg nicht mehr verfehlen.“

„Nein, ich werde nach dem Zeichen suchen!“ Johannes deutete auf sein Holzbein. „Ich will unter keinen Umständen den Weg verfehlen!“

Paul schüttelte wieder den Kopf und entgegnete: „Johannes! Gerade du solltest nach der Sache mit dem Holzbein wissen, dass es nicht gut ist, einsame Entscheidungen zu treffen. Es fällt dir schwer, Dinge zu beurteilen, das sieht man ja. Man muss wissen, wie die Weisungen des Herrn zu verstehen sind. Er hat uns sein Licht gezeigt und damit sind wir nun in einen ganz neuen Abschnitt unserer Pilgerfahrt getreten. Nun wandeln wir im Licht und nicht mehr in der Finsternis.“

Johannes war verwirrt. Konnte es sein, dass Paul Recht hatte? Er war ja wirklich kein guter Pilger und hatte sich viele Irrwege geleistet. Aber Gisi, die Wirtin, hatte nichts von einem solchen neuen Abschnitt gesagt. Er dachte an den fröhlichen Abend und an die Gemeinschaft unterwegs, die ihm so gut getan hatte. Sollte er das alles aufs Spiel setzen?

Aber andererseits hatte er gerade am Morgen die Regeln gelesen und sich vorgenommen, diesmal danach zu handeln. Es fiel ihm unendlich schwer, aber er war entschlossen, erst auf diesen Weg abzubiegen, wenn er das Zeichen sah.

„Ich gehe nicht ohne Zeichen!“, rief er den anderen zu.

„Du machst einen großen Fehler“, rief Paul zurück. „Aber nun gut. Dann geh in den Nebel, Pilger Johannes. Ihr anderen, kommt, wir gehen auf die Höhe.“

Johanes war entsetzt. Wieso konnte es Paul so leicht übers Herz bringen, sich von ihm zu trennen? Ihm war doch die Gemeinschaft so wichtig!

Doch Paul wandte sich ohne ein weiteres Wort um und schritt den Pfad entlang. Seine Leute zögerten einen Moment und blickten sich gegenseitig an. Doch dann folgten sie ihm einer nach dem anderen.

Johannes blieb wie betäubt allein auf dem Sattel zurück. Der Nebel hatte ihn erreicht und nahm ihm die Sicht auf die Gruppe. Was sollte er nun beginnen? Wenn dieser Sattel lediglich zu überqueren war, dann musste der richtige Weg vor ihm in die Tiefe führen. Er machte ein paar zögernde Schritte und ahnte mehr als dass er ihn sah einen Pfad, der tatsächlich in die Tiefe führte. Nach weiteren zehn Schritten wuchs ein Felsbrocken aus dem dichten Nebel. Johannes blieb an ihm stehen und stützte sich mit der rechten Hand an ihm ab. Sein Blick fiel auf den Fels und er erblickte das Wegzeichen! Da drehte er sich um und rief in den Nebel hinein: „Hier ist es! Ich habe das Zeichen! Kommt her!“ Doch es blieb still um ihn her.

Ob er zurücklaufen sollte, um sie zu holen? Doch er war sich rasch klar, dass Paul ihm nicht folgen würde. Er wollte diesen oberen Weg gehen, denn er war von seiner Sicht der Dinge überzeugt. Johannes lehnte sich an den kühlen Felsen und flüsterte: „Herr des Weges! Ich habe es nicht geschafft, sie aufzuhalten! Bitte, bewahre sie vor dem Absturz, führe sie alle auf den Weg zurück!“

Der Abstieg im Nebel war für Johannes sehr schwierig. Die Feuchtigkeit hatte die Steine rutschig gemacht. Die Spitze seines Holzbeines war schon so sehr abgenutzt, dass er keinen rechten Halt mehr fand. An manchen Stellen stützte er sich mit seinen Händen und einem Fuß ab und robbte rücklings hinunter. Bald stellte er fest, dass diese Art der Bewegung sogar vorteilhaft war und er kam nun rascher vorwärts.

Nach mehr als einer Stunde lichtete sich der Nebel. Vor ihm breitete sich ein Talboden aus, der von grünem Gras bedeckt war. Der Pfad erweiterte sich zu einem breiten Weg, der angenehm zu gehen war. Über ihm waberte immer noch der Nebel und entzog die Berge seinem Blick.

Nach einer weiteren Stunde überquerte er ein breites Geröllband, aus dem ein schäumender Bach quoll. Johannes blieb stehen, beugte sich zum Wasser hinunter und trank. Plötzlich hörte er das Geräusch fallender Steine. Mehrere kleine und große Steinbrocken hüpften und rollten die Geröllhalde hinunter. Schnell verbarg Johannes sich hinter einem größeren Felsbrocken und legte sich dort flach auf den Boden. Seltsamerweise kamen immer mehr Steine von oben aus dem Nebel herab. Er sah um seinen Felsen herum vorsichtig in die Höhe und entdeckte eine Gestalt, die die Halde herabkam. Da sprang jemand von Felsen zu Felsen, riss Geröll mit sich und drohte immer wieder auszugleiten. Endlich hatte die Person den Talboden erreicht und nun erkannte Johannes ihn. Es war Artur!

Johannes erhob sich und Artur schrak zurück. Doch dann erkannte er ihn und breitete die Arme aus. „Mensch, bin ich froh, dich zu sehen“, rief er und umarmte Johannes. Der spürte, dass Artur am ganzen Leib zitterte. „Komm“, sagte er. „Wir setzen uns hier hin und du erzählst mir, was passiert ist.“

Artur fand zuerst keine Worte, aber dann sprudelte es aus ihm heraus: „Paul hat uns in die Irre geführt, Johannes! Er wollte nicht zugeben, dass seine Entscheidung falsch war. Ich habe ihm gesagt, dass der Pfad immer weiter nach Süden abbiegt, aber er hat immer nur vom Licht geredet!“

„Und die anderen? Haben sie es nicht auch gemerkt?“

„Nein, das heißt, ich weiß es nicht. Sie haben nur still zugehört, als ich ihn zur Rede gestellt habe. Keiner hat etwas gesagt, Johannes, keiner!“ Artur kamen die Tränen und Johannes drückte seinen Arm.

„Es ist mir so schwergefallen, den Mund zu öffnen. Wir sollen doch die, die so begabt sind wie Paul, nicht kritisieren. Darum bin ich ja auch mitgegangen, als du zurückgeblieben bist. Zuerst war es ja auch so, wie Paul gesagt hatte. Wir hatten den Berg mit dem Licht immer im Blick. Singend sind wir über die Höhen marschiert. Aber dann war die nächste Höhe ein bisschen links von uns und die folgende noch ein bisschen. Dann kam eine Stelle, an der der Pfad hinter den Berg abbog. Paul wollte da geradeaus auf die Höhe klettern, immer im Licht bleiben, so sagte er. Das war dann der Punkt, an dem ich gestreikt habe.“

„Und Paul? Was hat er dazu gesagt?“

„Paul? Erst hat er uns erklärt, das sei eine Prüfung, die uns zeigt, ob wir wirklich bereit sind, immer im Licht zu bleiben. Als ich nicht aufgehört habe, zu zweifeln, hat er gesagt, ich sei vom Herrn der Schatten verdorben worden! Ich würde mich deshalb nach dem Dunkel sehnen, das sei ganz verständlich. Er wurde richtig böse und sagte, ich solle mich sofort entscheiden. Sie haben mich stehen lassen, Johannes und sind einfach gegangen!“ Artur schüttelte den Kopf und begann wieder zu weinen.

„Und dann? Wie hast du den Weg ins Tal gefunden?“

„Ich bin einfach nach rechts hinunter gegangen, hinein in den Nebel. Die Angst vor der Tiefe war nicht so schlimm wie die Angst, es falsch gemacht zu haben. Ich wollte schon umkehren, aber dann habe ich diese Geröllhalde gefunden und es war ganz einfach.“

Artur hob seinen Blick und sah in den Nebel, dorthin, wo seine Gefährtinnen und Gefährten jetzt waren. „Es war doch richtig, oder?“, fragte er. „Ich konnte doch nicht weiter mit?“

Johannes ergriff Arturs Arme und wartete, bis er seinen Kopf ihm zuwandte.

„Du hast völlig richtig gehandelt“, sagte er. „Wir sind hier auf dem Pilgerweg, ich habe das Zeichen gefunden. Auch wenn wir das Licht schon sehen, gelten die Regeln immer noch. Niemals den Weg verlassen! Aber ich kann verstehen, dass es sehr weh tut, die zu verlassen, mit denen man so gut unterwegs war.“ Bei sich dachte Johannes: „Ich kann nicht halb so gut verstehen, wie er es empfindet. Ich war ja kaum einen halben Tag mit ihnen unterwegs.“

Artur schluckte seine Tränen hinunter und meinte: „Sie werden doch auch ankommen, oder? Sie werden doch nicht umkommen?“

„Ich weiß es nicht, Artur. Das weiß nur der Herr des Weges. Aber wir wollen ihn bitten, sie zu bewahren.“

Beide senkten den Kopf und Johannes wiederholte sein Gebet, das er auf dem Sattel gesprochen hatte.

Dann erhoben sich beide und schritten gemeinsam durch das Tal. Sie hatten nicht darüber gesprochen, aber beide wussten, dass sie nun auch eine kleine Gemeinschaft waren, die vielleicht länger Bestand hatte.

1. **Noch ein Prophet**

Das Tal mündete in einer weiten Ebene, die von hohen Bäumen bestanden war. Zuerst sahen sie über die Wipfel hinweg wie auf ein wogendes Meer, das vom Wind bewegt wurde. Bald tauchten sie in die Schatten der Bäume ein und schritten unter einem dichten Blätterdach. Wie angenehm war dieser moosüberwucherte Weg nach den vielen Steinen im Gebirge! Der Pfad war gut erkennbar und zweimal fanden sie kleine Felsen, in die das Zeichen des Weges eingeritzt war. Als das Licht allmählich schwand, traten sie auf eine Lichtung hinaus und bemerkten am anderen Ende einer großen Wiese ein Haus, vor dem ein Feuer brannte.

Ein einzelner Mann saß an diesem Feuer und starrte in die Flammen. Artur und Johannes traten in den Lichtkreis des Feuers, doch der Mann schien sie nicht zu bemerken. Sein Blick war auf das Feuer gerichtet, so als würde er dort etwas sehr Interessantes sehen.

Johannes räusperte sich und sagte laut: „Guten Abend! Wir sind auf der Suche nach einer Herberge.“ Der Mann regierte erst einmal nicht, doch dann wandte er sich um und sah sie prüfend an.

„Steht ihr schon länger hier herum?“ fragte er.

„Ein wenig schon“, antwortete Johannes. Er deutete auf das Feuer: „Was treibt ihr da? Seht ihr etwas in dem Feuer?“

Der Mann erhob sich und strich mit großen, rauen Händen über seinen Kittel, der sich ein wenig über seinen Bauch spannte. Er überragte Johannes um einen Kopf. Graue Haare hingen etwas wirr in seine breite Stirn. Er wirkte etwas verwirrt, so als sei er eben aus einem Traum erwacht.

„Ja, ich sehe etwas!“, sagte er. „Das passiert mir bisweilen. Aber nach einer Herberge braucht ihr nicht weitersuchen. Ihr steht vor ihr. Und ich bin Viktor, ihr Betreiber und Wirt.“ Er machte eine einladende Bewegung in Richtung des Hauses. Die Herberge war ein kleines, riedgedecktes Haus mit weißen Wänden und schwarzem Fachwerk. Zwischen dem Haus und der Feuerstelle standen ein Tisch und dahinter eine große Holzbank. Dorthin führte sie der Wirt und lud sie ein, sich erst einmal zu setzen.

Aus dem Inneren der Herberge schleppte er gleich darauf ein ganzes Abendessen heraus: Einen großen Brotlaib, Käse und Wurst, gebratene Hühnerteile und dazu zwei große Becher Bier. Verwundert fragte Johannes: „Habt ihr uns schon erwartet oder habt ihr das alles immer so schnell parat?“

Viktor stutze einen Moment und entgegnete: „Nun, ich denke, die anderen kommen doch auch gleich, oder?“

„Woher wisst ihr, dass wir noch mehr waren?“, fragte Artur.

Der Herbergsvater deutete auf das Hausdach. Dort saß eine Taube und nickte mit ihrem Kopf, als wolle sie die Worte bestätigen. „Wir tauschen uns über die Vögel aus. Gisi hat mir eine Taube geschickt und mir eine Gruppe angekündigt.“

„Das waren wir auch“, berichtete Johannes. „Aber oben am Pass, als wir das Licht gesehen haben, sind die meisten einen anderen Weg gegangen, einen, der im Licht bleibt. Nur Artur und ich sind in den Nebel zurückgegangen“ Artur sah ihn dankbar an, denn er war froh, dass Johannes nichts weiter über ihn erzählte.

„Das ist schlimm, sehr schlimm!“, meinte der Wirt. „Es ist eine große Versuchung, vielleicht die größte auf diesem Pilgerweg, zu meinen, man könne nun immer auf lichten Höhen wandeln.“

„Wohin führt der Weg, den sie gegangen sind?“

„Der Höhenzug biegt mehr und mehr nach Süden ab und wird ganz unmerklich niedriger. Am Ende verschwinden seine Ausläufer in der Wüste Zin. Und spätestens da ergreift die Pilger eine große Verzweiflung.“

„Kann man denn nichts für sie tun?“, fragte Artur. „Können wir sie nicht retten?“

„Das kann jetzt nur der Herr des Weges“, erklärte Viktor. „Sie sind von der Richtigkeit ihres Weges überzeugt und er muss vielleicht etwas geschehen lassen, das sie zur Umkehr bewegt.“ So wie er das sagte, schien es den beiden nichts Erfreuliches zu sein.

„Doch nun langt trotzdem zu“, ermunterte sie Viktor. „Niemand hat etwas davon, wenn ihr nun fastet.“

Das ließen sie sich nicht zweimal sagen und aßen, so viel wie sie eben konnten. ES war ja wahrhaftig genug da.

Während des Essens fragte Johannes: „Was seht ihr in diesem Feuer, Viktor?“

Viktor hatte sich ebenfalls einen Becher Bier geholt, tat einen großen Zug und wischte sich umständlich den Mund ab.

„Nun, das ist schwer zu erklären“, begann er. „Ich bin so etwas wie ein Seher oder ein Prophet.“ Johannes bekam einen Schreck. Er dachte an seine letzte Begegnung mit einem Propheten. Von solchen Leuten hatte er genug!

Doch Viktor fuhr unbeirrt fort: „Es ist eine Gabe, die der Herr des Weges manchem verleiht. Ich sitze vor meinem Feuer, schaue in die Flammen und plötzlich habe ich einen Gedanken oder mir fällt ein Satz oder ein Wort ein, das für jemanden Bedeutung hat.“

„Ich habe so etwas in meiner Heimat gesehen“, warf Artur ein. „Die Seher entzünden Feuer, werfen etwas hinein und atmen den Rauch ein. Davon bekommen sie dann seltsam wirre Gedanken, die niemand recht versteht und die sie Botschaften nennen.“

Viktor lächelte ein wenig. „Nein, nein, so ist das nicht. Ich sitze nicht vor meinem Feuer, um eine Botschaft zu empfangen. Ich sitze jeden Abend dort. Ob ich etwas Besonderes höre oder sehe, weiß ich nie. Das Wesentliche geschieht immer ungefragt und überraschend. Ich kann nur darauf warten.“

Das schien Johannes nun eine ganz andere Art von Prophet zu sein, wie er sie kennengelernt hatte. Und es beruhigte ihn, dass auf der breiten Brust des Wirtes unübersehbar das Zeichen des Weges baumelte.

„Aber heute hast du etwas gesehen, nicht wahr?“, fragte er.

„Ja, das habe ich. Ich sah zwei Leute, die einen langen Weg gegangen waren und an einer Ecke des Weges plötzlich aufeinandertrafen. Das war wohl überraschend. Und dann lagen sich zwei Leute in den Armen. Das war sehr schön.“

„Aber welche Bedeutung hat dieses Gesicht?“, fragte Artur.

„Das weiß nur der, den es betrifft“, erklärte Viktor. „Oft weiß ich selbst nicht, was da gemeint ist. Ich bin nur der Überträger der Botschaft. Vielleicht bist du der Empfänger, Artur, oder Johannes, unser Holzbeinpilger.“

Johannes schüttelte den Kopf. „Nein, nein, mir fällt dazu nichts ein. Ich erwarte niemanden.“ Er spürte tief in sich einen kleinen Stich, als er das sagte. Erwartete er wirklich niemanden? Hatte er Biggy ganz vergessen?

Artur war auf einmal still geworden. Viktor sah ihn an und fragte: „Kannst du etwas damit anfangen, Pilger?“

Artur nickte. „Ich warte schon so lange auf sie“, sagte er leise. „Sie ist einfach weitergegangen, ohne auf mich zu warten. Ich konnte sie nicht finden, aber sie muss irgendwo sein. Heißt das, ich werde sie doch noch finden?“ Tränen standen in seinen Augen.

„Das weiß ich nicht“, meinte Viktor. „Aber wenn die Botschaft dich berührt, dann ist es wohl so. Was immer mit deiner Freundin geschehen ist, du wirst sie wiederfinden. Das ist die Botschaft. Und ich habe Freude gesehen, Artur, Freude auf beiden Seiten.“

Johannes ertappte sich dabei, ein wenig Neid zu spüren. Solch einen Zuspruch hätte er auch gerne bekommen, aber offenbar galt die Botschaft seinem Gefährten, nicht ihm.

Später, als sie miteinander in einer engen Kammer lagen und Schlaf suchten, richtete sich Johannes noch einmal auf und fragte: „Wie habt ihr euch verloren, Artur? Deine Freundin und du.“

„Das ist eine traurige Geschichte, Johannes. Weißt du, ich war lange allein. Ich hatte keine Freunde, schon gar keine Freundin. Ich war in einer kleinen Stadt zuhause und da waren alle Mädchen vergeben. Ich habe mich auf den Weg gemacht, weil ich einsam war.“

„Und deine Eltern? Hattest du keine Familie?“

Artur richtete sich auch in seinem Bett auf. „Meine Mutter ist früh gestorben, ich war ihr einziges Kind. Und mein Vater? Naja, er kam damit nicht zurecht. Hat viel getrunken und immer wieder andere Frauen. Ich war ihm nicht wichtig. Er wird kaum gemerkt haben, dass ich fort bin. Auf dem Weg zur Pforte habe ich sie getroffen. Sie hieß Linda und war sich ziemlich sicher, wo sie hinwollte. Und sie wollte mit mir durch die Pforte gehen! Das war ein wunderbares Gefühl, Johannes. Da war jemand, der mit mir gehen wollte! So bin ich ihr gefolgt. Wir sind zehn Tage miteinander gegangen, das war eine wunderbare Zeit.“

Artur schwieg einen Moment und Johannes fragte: „Wie habt ihr euch denn dann verloren?“

Artur fuhr fort: „Linda hatte eine Kette verloren, ein Erinnerungsstück, das für sie wertvoll war. Wahrscheinlich lag es noch in der letzten Herberge. Wir haben ausgemacht, dass ich langsam weitergehe und auf der nächsten Anhöhe auf sie warte. Dort habe ich lange gewartet, aber sie kam nicht. Ich bin zurückgegangen bis zur Herberge, aber da war sie nie angekommen.“ Er schüttelte den Kopf und schwieg.

„Und was denkst du, was mit ihr geschehen ist?“

„Sie hat einen anderen Weg genommen! Wahrscheinlich war sie froh, mich los zu sein. Das mit der verlorenen Kette war nur ein Trick, denke ich.“

„So, das denkst du? Ich denke, dass sie einen falschen Weg genommen hat. Sie hat auf dem Weg ihre Kette gefunden und ist dann umgekehrt. Während du gewartet hast, ist sie irgendwo vom Weg abgekommen. Und als du zurückgegangen bist, konntest du sie natürlich nicht finden.“

„Du meinst, sie hat mich nicht verlassen?“

„Nein, warum sollte sie denn? Und warum denkst du gleich, sie will dich verlassen? “

Artur schwieg wieder einen Moment und sagte dann leise: „Ich habe nicht glauben können, dass sie mich wirklich mag. Bin ich das wert?“

„Du bist genauso viel wert wie jeder andere Pilger, Artur! Warum sollte sie dich nicht lieben? Aber was hast du dann gemacht?“

„Ich? Nichts! Ich bin wieder auf die Anhöhe gegangen und war total am Ende. Wenn da nicht Paul mit seiner Gruppe gekommen wäre, weiß ich nicht, ob ich das überlebt hätte. Paul hat mir dann gesagt, dass das alles vorherbestimmt war. Es sei meine große Versuchung gewesen, Linda kennenzulernen und der Herr des Weges habe nun diese Versuchung beendet. Ich solle mich auf den Weg konzentrieren und keine Liebeleien beginnen.“

Johannes schüttelte den Kopf. „Und das hast du ihm abgenommen?“

„Ja, es klang richtig. Paul hat immer gesagt, man müsse sich entscheiden. Nur der Weg und nichts anderes, das waren seine Worte.“

„Und dann ist er selbst vom Weg abgewichen, der Paul! Aber jetzt verstehe ich, warum du so fest auf ihn vertraut hast.“

Artur seufzte. „Ja, ich wäre nie von ihm losgekommen, wenn du nicht aufgetaucht wärest.“

Beide ließen sich auf ihre Betten sinken und Johannes dachte: „Ich habe ohne es zu wollen, Artur geholfen. Einfach dadurch, dass ich das Richtige getan habe.“ Über diesem Gedanken schlief er ein.

Nachdem sie zusammen mit Victor das Frühstück genossen hatten, brachen sie gemeinsam auf. Es bedurfte keiner Abstimmung zwischen Johannes und Artur, es war selbstverständlich, dass sie gemeinsam gingen.

„Glaubst du, Victor ist wirklich ein Prophet?“, fragte Artur nach einiger Zeit.

„Ich weiß es nicht“, antwortete Johannes. „Aber wir werden es erfahren. Wenn er das ist, dann wirst du jemandem begegnen.“

1. **Die letzte Herberge**

Sie blieben mehrere Tage zusammen, wanderten von Herberge zu Herberge und freuten sich darüber, dass dieser Abschnitt des Pilgerns keine großen Anforderungen an sie stellte. So konnten sie sich viel unterhalten, erzählten sich ihre Pilgererlebnisse und freuten sich über die Landschaft und das Wetter.

„So sollte es immer sein“, meinte Johannes, während sie über einen flachen Hügel liefen. „Warum kann Pilgern nicht so sein wie die letzten Tage?“

„Ich glaube, die schweren Abschnitte sind die wertvolleren“, entgegnete Artur. „Auf ihnen lernen wir uns viel mehr kennen als hier im leichten Gelände.“

“Auf manches Schwere hätte ich gerne verzichtet“, widersprach Johannes und sah auf sein Holzbein hinunter.

Der Weg führte auf und ab durch eine hügelige Landschaft, in der einzelne Felsen wie riesige Wegmarken standen. An einem dieser Felsen bog der Weg um eine Kante herum. Und genau dort liefen sie in eine Gestalt, die ihnen entgegenkam. Einen Moment standen sie verblüfft voreinander und starrten sich an. Ihr Gegenüber war ein alter Mann, der einen verschlissenen Pilgermantel trug. Er war sicherlich schon etliche Jahre damit herumgewandert. Er stütze sich auf einen Stock, den er irgendwo aufgelesen hatte. Der Alte zog seine Kappe vom Kopf und enthüllte eine mächtige glänzende Glatze. Er verbeugte sich ein wenig und sagte: „Gott zum Gruße, ihr Pilger! Ihr hättet mich fast umgerannt! Wohin so eilig?“

Johannes fand zuerst seine Worte wieder und meinte: „Wir grüßen dich, Pilger! Wieso bist du in der falschen Richtung unterwegs?“

Der Alte grinste und antwortete: „Gibt es das denn, richtig und falsch? Ist nicht alles gleich?“

„Nein, ist es nicht! Es gibt eine Regel, die besagt, dass man nie zurückgehen soll.“

„Regeln, Regeln! Seid ihr nun so weit gekommen und wisst immer noch nicht, dass die Regeln für den Anfang gelten? Die Unwissenden brauchen Regeln, die Wissenden haben sie hier in sich.“ Er wies dabei auf seinen mächtigen Schädel. „Ich bin schon viele Sommer und Winter unterwegs, glaubt mir!“

„Jeder muss wohl seinen eigenen Weg gehen“, meinte Artur. „Sie gehen so und wir andersherum.“

„So muss es wohl sein“, meinte der fremde Pilger. „Aber nehmt es mir nicht übel: Ihr müsst noch eine Menge lernen, bis ihr wirklich freie Pilger seid.“

„Was ist das, ein freier Pilger?“ wollte Johannes von ihm wissen.

„Das ist ein Pilger, der seinen eigenen Weg findet“, erklärte der Alte. „Er braucht keine Zeichen mehr und verlangt auch nicht mehr nach Zielen. Sein Weg ist sein Ziel, sein Pilgerdasein seine einzige Bestimmung.“

„Aber dann kommen sie ja nie an!“, warf Artur ein.

Der Alte lächelte nachsichtig. „Aber nein, junger Mann. Ich bin ja angekommen. Hier, wo ich laufe, bin ich am Ziel. Glaub mir, es gibt kein anderes Ziel. Das zu erkennen, ist der tiefere Sinn der Pilgerschaft. Ihr werdet auch noch darauf kommen.“

Er setzte seine Kappe wieder auf. „Ich wünsche euch eine erfolgreiche Pilgerschaft“, sagte er mit einer leichten Verbeugung und wandte sich zum Gehen.

Artur sah hinter ihm her und meinte: „Schade! Ich habe einen Moment geglaubt, er sei die Begegnung, die ich haben sollte. Aber umarmen wollte ich ihn nicht.“

„Ja, das wäre nicht passend gewesen“, grinste Johannes. „Aber seltsam war es schon.“ Er sah einen Moment hinter dem Alten her, der langsam den Weg entlangschritt.

Artur wirkte auf dem weiteren Weg nun sehr nachdenklich. Auf einer Anhöhe ließen sie sich auf einer Bank nieder, die einladend am Wegesrand stand. Von hier aus ging der Blick weit nach Westen.

„Das ist merkwürdig“, meinte Artur. Johannes sah ihn fragend an.

„Wir sehen das Ziel nicht“, fuhr Artur fort und deutete nach Westen. „Wir haben hier freie Sicht, aber wir sehen nichts davon.“

„Ja, du hast recht“, pflichtete ihm Johannes bei. „vielleicht sieht man es nicht immer.“ Er wuchte in seinem Rucksack herum und fand endlich ein Stück Brot, das er sich in den Mund schob.

„Oder der Alte hatte Recht. Es gibt gar kein Ziel!“

„Aber wir haben es doch gesehen“, protestierte Johannes. „Erinnere dich doch nur!“

„Vielleicht ist das nur eine der Versuchungen. Wir sollen uns davon verabschieden, zu einem Ziel zu laufen. Wir sollen nur Pilger sein, nichts weiter. Pilger ohne Hoffnung auf ein Ziel oder ein Ende.“

„Das meinst du nicht im Ernst, Artur!“, protestierte Johannes.

„Doch, das meine ich ernst. Da oben am Pass haben wir gemeint, etwas zu sehen. Aber es hat uns nur durcheinandergebracht. Denk doch mal einen Moment darüber nach, Johannes.“

„Worüber soll ich denn nachdenken?“

„Am Anfang haben wir diese Krücke gebraucht. Ohne diese Hoffnung wären wir nicht so weit gelaufen. Aber nun sind wir erfahrende Pilger! Wir brauchen das nicht mehr. Der Weg ist unsere Aufgabe, nicht mehr und nicht weniger.“

Johannes schwieg verwirrt. Sollte es denn wirklich so sein? War das die höhere Pilgerschaft?

„Der Alte ging zurück“, murmelte er. „Wir sollen nicht zurückgehen, sagt die Regel.“

„Versteh doch! Wenn der Weg das Ziel ist, ist es am Ende völlig gleich, in welche Richtung man geht.

Johannes stand abrupt auf und deutete mit der Hand nach Westen. „Ich gehe nirgendwo anders hin

als dorthin!“, rief er.

Artur schüttelte den Kopf. „Dass du so heftig wirst, zeigt doch nur, dass du dich gegen diese Erkenntnis wehrst. Du willst an dem festhalten, was dir vertraut ist. Du hast Angst, mein Freund!“

„Ja, ich habe Angst, Fehler zu machen!“ Er hob sein Holzbein in die Höhe. „Fehler bringen einem hier Verluste ein.“

„Diese eine schlechte Erfahrung hat dich zu einem ängstlichen Menschen werden lassen. Du denkst nicht mehr selbst, du folgst einfach nur Regeln!“

Johannes wurde nun ärgerlich. Was war nur mit Artur geschehen? Wieso redete er solches Zeug? „Ich muss dich daran erinnern, dass du da oben im Gebirge keinen Durchblick hattest, weil du der Pilgerregel nicht gefolgt bist! sagte er heftig. „Erst bist du Paul hinterhergelaufen und jetzt glaubst du diesem alten Narren!“

Artur starrte ihn einen Moment an, brachte aber kein Wort heraus. Johannes wartete auf keine Erwiderung, er erhob sich und schnallte seinen Rucksack um.

„Ich gehe jetzt weiter“, erklärte er. „Ganz gleich, was du machst.!“ Artur blieb auf der Bank sitzen und sah zu ihm hoch. „Ich weiß nicht, was ich machen soll.“, sagte er leise. Johannes zuckte mit den Schultern. „Das weiß ich auch nicht, das musst du für dich entscheiden.“

Er wandte sich um und ging den Pfad entlang, ohne sich noch einmal umzusehen.

Nach geraumer Zeit meldete sich bei ihm eine Stimme, die er schon einige Male gehört hatte. Sie kam tief aus seinem Inneren, aber er wusste, dass sie auf irgendeine Weise zum Herrn des Weges gehörte.

„Was denkst du, warum Artur so seltsam redet?“, fragte die Stimme.

„Was weiß ich! Soll ich ständig sein Hüter sein?“

„Das ist keine Antwort.“

„Nun gut, er hat diesem Alten zugehört. Und jetzt glaubt er ihm mehr als mir.“

„Und warum tut er das?“

„Weil, weil…ich weiß es nicht. Vielleicht, weil er glaubt, dass er mir endlich etwas voraushat. Eine höhere Erkenntnis.

„Gibt es dafür einen Grund?“

„Nunja, er ist immer jemandem nachgelaufen. Erst Linda, dann Paul und nun mir. Nun wollte er endlich mal etwas Eigenes tun.“

„Und da hast du dich geärgert.“

Johannes blieb stehen. Sollte er denn Artur einfach Recht geben? Nein, darum ging es ja nicht. Es ging darum, dass er auf Arturs Gedanken nicht eingegangen war. Er hatte sie abgewehrt, weil er selbst nicht ganz sicher war, ob die Gedanken des Alten nicht doch Wahres enthielten. Anstatt miteinander darüber nachzudenken, hatte er sich auf die Regel berufen.

Johannes sah sich um. In einige Entfernung kam Artur hinter ihm her, nein, er schlurfte den Pfad entlang. Johannes setzte sich auf einen Stein, der am Wegesrand lag und wartete. Endlich war Artur heran. Er sah auf und blieb stehen.

„Es tut mir leid“, sagte Johannes. „Ich habe viel zu heftig auf deine Gedanken reagiert.“

„Ja, das hast du. Du wolltest Recht haben.“

„Ich habe Angst gehabt, dass wir das Ziel vergessen.“

Artur sah nach Westen, dorthin, wo die verheißene Stadt liegen sollte. „Ich habe sie nur ein einziges Mal gesehen“, meinte er. „Das ist verdammt wenig, oder?“

„Ja, das ist wenig, Artur. Ich habe sie auch nur von dort oben gesehen. Ich frage mich auch, warum sie uns nicht öfters gezeigt wird. Das würde mir Vieles leichter machen.“

„Vielleicht ist das ja der Sinn dieser Gedanken des alten Pilgers, Johannes: Wenn wir immer nur das Ziel sehen und nur daran denken, lassen wir uns nicht auf den Weg ein. Dann sind wir gar nicht auf dem Weg.“

Johannes schwieg verblüfft. Musste ein Pilger nicht auf den Weg achten? Aber konnte er das, wenn er nichts anderes als das Ziel im Auge hatte?

„Ich verstehe, was du sagst“, antwortete er endlich und erhob sich von seinem Stein. „Aber vielleicht geht es ja um Beides: Weder den Weg noch das Ziel aus dem Auge zu verlieren.“

Artur nickte. „Ja, das denke ich auch. Wenn wir einfach vorwärts gehen und ganz auf dem Wege sind, dann kommen wir dem Ziel immer näher, ob wir daran denken oder nicht.“

Johannes lag eine Erwiderung auf der Zunge, doch dann dachte er: „Lass es einfach so stehen! Es genügt, wenn wir gemeinsam gehen können.“

Und das taten sie. Am Abend erreichten sie eine größere Herberge, die am Rande einer merkwürdigen Gegend lag. Sie waren von der Höhe herabgestiegen in eine schier endlose Ebene. Das Land vor ihnen wirkte wie verbrannt, eine schwarze Einöde breitete sich bis zum Horizont aus. Dort hinten wo das schwarze Land auf den Himmel traf, war es seltsam hell, so als schiene dort die Sonne sehr intensiv.

Erst im Näherkommen erkannten sie, woher die Schwärze rührte: In dieser Ebene standen Millionen und Abermillionen von Bäumen, die ihre schwarzen Blätter gen Himmel reckten. Sollte ihr Weg etwa durch diesen Dschungel führen?

Am Rande des Dickichts erblickten sie die Herberge. Es war ein großes, zweistöckiges Haus, aus dicken Feldsteinen gemauert. Das Dach war weit heruntergezogen und darunter sahen sie eine lange Bank, auf der einige Leute saßen. Als sie näherkamen, erhob sich einer der Männer und kam auf sie zu. Seine hohe Gestalt kam Johannes irgendwie bekannt vor. Der Mann trug einen langen Pilgermantel, sein Kopf bedeckte ein altertümlich wirkender Hut. Erstaunt erkannte Johannes Christoph, den Beauftragten des Herrn des Weges.

„Ich heiße euch herzlich willkommen in der letzten Herberge!“, sagte Christof mit einem Lächeln. „Es war schwer für euch, den Weg bis hierher zu gehen, aber nun geht eure Pilgerschaft bald zu Ende, Das Ziel ist nahe.“

Artur starrte ihn an. Plötzlich brach es aus ihm heraus: „Warum erst jetzt? Warum hast du mich nicht begleitet, Christoph? Es wäre so viel leichter gewesen!“

Johannes bemerkte mit Verwunderung, dass Artur Christoph ebenfalls kannte.

Der Beauftragte schüttelte leicht den Kopf und sagte: „Es ist mir nicht erlaubt, Artur! Pilger müssen ihre eigenen Wege finden! Wir alle wachsen und verändern uns auf dem Weg und entwickeln Dinge, die wir jenseits des Stromes vervollkommnen werden.“

Er wandte sich Johannes zu und fuhr fort: „Du hast es besonders schwer gehabt, mein Freund! Doch die Geschichte des einbeinigen Pilgers wird nicht vergessen werden!

Johannes fasste unwillkürlich an seinen Beinstumpf. Ja, es war schwer gewesen, aber auf einmal hatte er den Gedanken, dass alles, was er erlebt hatte, irgendwie Sinn machte.

Christoph lud sie mit einer Handbewegung ein, sich auf die lange Bank zu setzen. „Es gibt in einer Stunde Abendessen“, verkündete er. „Bis dahin könnt ihr euch auf der Bank ausruhen.“

Kaum hatte sie Platz genommen, erhob sich einer der Männer und verschwand im Inneren des Hauses. Bald darauf kam er mit zwei Henkelkrügen zurück und reichte sie ihnen. „Hier gibt es das beste Bier auf dem ganzen Pilgerweg!“, meinte er. „Wahrscheinlich wollen sie nicht, dass wir uns unterwegs betrinken.“

Johannes sah den Mann, der sich neben sie gesetzt hatte, aus den Augenwinkeln an. Unter seinem Pilgermantel trug er eine lederne Hose, die ziemlich abgewetzt wirkte. Dazu einen blauen Kittel, der vorne ein wenig feucht war. Er hatte wohl zu hastig getrunken. Sein Gesicht war von einem weißen Bart umrahmt und unter weißen buschigen Augenbrauen glänzten freundliche Augen.

Der Mann bemerkte seinen Blick und stellte sich vor: „Ich heiße Rudolf! Ich bin schon gestern gekommen.“ Johannes nannte seinen Namen und auch Artur stellte sich vor.

„Was ist das für ein seltsamer Wald, der hinter der Herberge beginnt?“, fragte Artur. „Er sieht unheimlich aus.“

Rudolf zuckte mit den Schultern und meinte: „Ich weiß es auch nicht. Das Ganze wirkt irgendwie tot. Aber mir wurde gesagt, dass Christoph uns heute Abend alles erklären wird.“

Sie saßen noch eine ganze Weile auf der Bank und erzählten sich ihre Abenteuer. Auch Rudolf war einige Male in die Irre gegangen und wäre wie Johannen auf einem falschen Weg beinahe abgestürzt.

Endlich wurden sie in das Haus gerufen und betraten eine große Wohnstube, in der ein mächtiger Tisch den Raum fast ausfüllte. Darüber hing ein großer Kandelaber und im Kamin an der Wand brannte ein helles Feuer.

Das Abendessen bestand aus einer einfachen, aber nahrhaften Suppe und einer Art Kuchen oder Zwieback, von dem sie nur ein kleines Stück bekamen. Johannes bemerkte voll Verwunderung, dass er nach dem ersten Teller und dem kleinen Stück Gebäck vollkommen satt war. Nach dem Essen gingen die anderen Pilger auf ihre Zimmer, nur Rudolf blieb und setzte sich zu ihnen. Kurz darauf erschien Christoph und nahm an der Stirnseite des Tisches Platz. Alle drei sahen ihn gespannt an.

„Ich will euch keine große Rede halten“, begann der Beauftragte. „Obwohl ihr es verdient hättet. Aber nun kommt der letzte Teil eurer Pilgerschaft, der in gewisser Weise der schwierigste ist. Ihr habt diesen dunklen Wald schon gesehen. Euer Weg führt mitten hindurch. Ihr werdet viele Tage unterwegs sein und dabei weder Sonne noch Mond oder Sterne sehen.“

„Aber es gibt doch wohl Herbergen?“ unterbrach Artur die Erklärung.

„Nein, hier gibt es keine Herbergen mehr. Diese hier ist die letzte. Ihr werdet auf dem Boden unter den Bäumen schlafen, nur geschützt durch euren Mantel. Ihr werdet keine Wegzeichen mehr entdecken. Und auch das Ziel werdet ihr nicht sehen können.“

Rudolf starrte Christoph an und schüttelte den Kopf. „Was soll das denn?“; fragte er. „Jetzt, wo wir uns auf das Ziel freuen, habt ihr noch eine Schikane eingebaut? Genügt es denn nicht, dass wir so lange gepilgert sind?“

„Nein, denn diese Prüfung dient einem besonderen Ziel: Ihr sollt alles ablegen, was euch noch an dieses Land hier bindet, eure Sehnsucht nach der Stadt Zerstreuung und anderen Städten, eure unklaren Wünsche und Hoffnungen. Anders könnt ihr nicht in jenes Land gelangen, in dem euer Ziel liegt.“

„Aber die Menschen“, warf Artur ein. „Menschen, die wir lieben, an die wir denken! Müssen wir die denn auch vergessen?“

Christoph lächelte. „Habe ich das gesagt? Nein, was bliebt, ist die Liebe zu den Menschen. Deine Liebe zu Linda, so kurz eure Zeit auch war, soll nicht vergessen sein.“ rtur wurde rot und schwieg.

„Es gehört zur Eigenart dieses dunklen Waldes, dass ihr den Weg verlieren werdet. Doch es gibt zwei Dinge, die euch helfen werden: Einmal ist es der Wind, der die Stämme bewegt. Wenn er weht, kommt er euch immer entgegen. Die Stämme sind dünn, sie biegen sich im Wind. So seht ihr, woher der Wind bläst. Und wenn er schweigt, so könnt ihr in der Stille das Rauschen eines Stromes hören. Geht dann immer vorwärts auf dieses Geräusch zu. Am Ende werdet ihr an diesem Strom stehen und dann wisst ihr, was zu tun ist. Vergesst diese Wegzeichen niemals, sonst seid ihr verloren.“

Johannes fragte: „Gibt es weitere Gefahren? Was kann uns noch widerfahren?

„Es gibt alles, was ihr euch denken könnt. Eure Ängste werden Manches hervorrufen. Kümmert euch nicht darum! Aber hütet euch davor, das Ziel sehen zu wollen! Ihr könnt dem Dunkel der schwarzen Bäume nicht entkommen. Geht einfach vorwärts im Vertrauen darauf, dass der Wald ein Ende hat.“

1. **Die letzte Wegstrecke**

Bald darauf standen Johannes und Artur auf und wollten zu Bett gehen. Sie traten in den Gang hinaus, von dem eine Treppe in das obere Stockwerk führte. Auf der andren Seite des Ganges befand sich die Eingangstüre. Diese Türe sprang plötzlich auf und im Türrahmen erschien eine Gestalt, die in dem dunklen Gang nur undeutlich zu sehen war.

„Ein später Pilger“, meinte Johannes. „Ihr seid aber spät dran!“

„Ich habe mich mal wieder verirrt, das ist meine Spezialität“, antwortete die Gestalt, Der Stimme nach zu urteilen war sie eine Pilgerin. Artur, der schon die Treppe erreicht hatte, fuhr beim Klang dieser Stimme herum.

„Linda!“, rief er. „Du bist es, Linda!“

Die Pilgerin rief: „Artur! Du bist Artur! Meine Güte, wie kommst du hierher?“

Und dann lagen sie sich in den Armen und Johannes kam sich reichlich überflüssig vor. Doch dann ging er mit den beiden zurück zu Christoph in die Wohnstube. Er war einfach neugierig, Lindas Geschichte zu hören. Dabei war sie nicht spektakulär. Sie hatte tatsächlich ihr Armband auf dem Weg gefunden und war dann rasch zurückgegangen, um Artur einzuholen. Doch dabei hatte sie in der Eile

ein Zeichen übersehen. „Der Weg endete an einem reißenden Fluss“, berichtete sie. „Und ich war drauf und dran, hinein zu waten, um ans andere Ufer zu gelangen. So bin ich, solche Sachen reizen mich. Aber dann hat mich irgendetwas davon abgehalten und ich bin den Weg zurückgegangen. Ich gehe sonst nie zurück, müsst ihr wissen.“

„Der Fluss ist der Gangrar. Er verschwindet nach seinem kurzen Lauf unter der Erde. Es wäre dein Tod gewesen, Linda.“, warf Christoph ein.

Die Frau sah ihn erstaunt an. „Dann habt ihr mir eine Botschaft geschickt?“, fragte sie. „Das tun wir, wenn es nötig ist“, erwiderte Christoph. „Aber wir haben keine Macht darüber, ob die Botschaft auch befolgt wird.“

Später, als Johannes im Bett lag, dachte er über all das nach, was Christoph erzählt hatte. Artur war immer noch mit Linda unten in der Stube, er war allein nach oben gegangen. Während er nachdachte, merkte er, wie sich die Angst vor dem morgigen Tag in ihm ausbreitete. Er wollte nicht in diesen Todeswald. Gab es denn keinen anderen Weg? Lange konnte er nicht einschlafen.

Am nächsten Morgen trafen sich alle zum Frühstück auf der langen Bank vor dem Haus. Eben war die Sonne über den Hügeln aufgegangen, die sie am Vortag überwunden hatten. Artur und Linda saßen eng beieinander und turtelten miteinander. Dieser Anblick versetzte Johannes einen Stich. Warum war Biggy nicht da? Manches an Linda hatte ihn an seine Freundin erinnert. Wie wäre es gewesen, wenn sie ihn begleitet hätte?

In seine Gedanken hinein hörte er Christoph sprechen: „Es mag sein, dass die, die gemeinsam gehen, sich im Dunkel verlieren. Dann gilt: Wartet nicht aufeinander! Geht weiter! Ihr werdet wieder zusammenkommen.“ Er wandte sich Artur zu und sagte: „Fragt die beiden hier! Auf diesem Weg kommt immer wieder zusammen, was zusammengehört.“

Dann war der Moment des Abschieds gekommen. Christoph verteilte an jeden Pilger und jede Pilgerin ein großes Packet des Kuchens, den sie schon am Abend gegessen hatten. „Das ist eine besondere Speise nach einem geheimen Rezept“, erklärte er. „Ihr werdet euch von ihr viele Tage ernähren können. Und Wasser findet ihr in den Früchten der Bäume. Sie sind nicht nahrhaft, enthalten aber eine Menge Flüssigkeit.“

Dann wandte er sich Johannes zu und reichte ihm einen langen Stab. „Du solltest diesen Wanderstab mitnehmen“, riet er ihm. „Er kann dir in vielen Situationen helfen, vorwärtszukommen.“ Johannes bedanke sich artig, dachte aber: „Bisher habe ich keine Krücke gebraucht, was soll ich mit dem Ding?“

Als Johannes sein Packet im Rucksack verstaut hatte, bemerkte er zu seiner Verwunderung, dass Artur und Linda keine Anstalten machten, sich zu erheben. Er trat zu ihnen und fragte: „Wollt ihr nicht aufbrechen?“

Linda schüttelte den Kopf. „Ich bin doch gestern so spät gekommen. Ich will mich erst ausruhen, ehe ich dieses grässliche Dunkel betrete.“

„Und ich bleibe natürlich bei Linda, das wirst du verstehen, nicht wahr?“, fügte Artur hinzu.

Ja, das verstand Johannes. Aber es versetzte ihm trotzdem einen Stich. Musste die Wandergemeinschaft mit Artur so schnell zu Ende gehen? Er umarmte Artur und gab Linda die Hand.

„Tut mir leid, dass ich euch getrennt habe“, sagte sie mit einem Lächeln, das ihren Worten widersprach.

„Ist schon in Ordnung“, antwortete Johannes und fühlte sich dabei ganz und gar nicht in Ordnung.

Es waren acht Pilger und Pilgerinnen, die nun gemeinsam aufbrachen. Johannes lief als Vorletzter, hinter ihm kam noch Rudolf, der wohl Anschluss suchte.

Hinter der Herberge führte ein Pfad in den Wald. Die Bäume bestanden aus etwa drei Meter hohen Stämmen, die so dick wie ein Oberarm waren und an ihrer Oberfläche grobe Schuppen trugen. An den Ästen über ihren Köpfen hingen kleine orange Früchte, zu denen man leicht emporsteigen konnte. Sogar Johannes mit seinem Holzbein schaffte das. Die langen schwarzen Blätter der Bäume bildeten über ihren Köpfen ein dichtes Dach, durch das kaum ein Sonnenstrahl fiel. Trotz des guten Wetters war es hier fast finster. Der Pfad war bald nicht mehr zu sehen und dies und das Dunkel bewirkten, dass nun jeder seinen eigenen Weg suchte. Die Wandergruppe zog sich mehr und mehr auseinander und bald waren einige in der Dämmerung nicht mehr zu sehen. Johannes blieb stehen und rief laut: „He, Leute, wir sollten zusammenbleiben! Kommt alle hierher!“ Es waren nur vier Leute, die nun zusammenkamen, die anderen hatten sich schon zu weit entfernt, um die Aufforderung zu hören.

„Wir müssen darauf achten, zusammenzubleiben“, erklärte Johannes. „Nur so können wir uns gegenseitig helfen.“

Eine Pilgerin, die unsinnigerweise einen großen Sonnenhut auf ihrem Kopf trug, widersprach ihm und meinte: „Wir haben doch alle die Anweisungen gehört. Wir brauchen keinen Führer.“ Ein junger Mann mit einem flauschigen Bart unterstützte sie und sagte: „Hier soll doch jeder seinen eigenen Weg suchen, oder? Das ist doch der Sinn dieses Waldes, denke ich.“

Johannes erkannte, dass niemand gewillt war, sich von ihm führen zu lassen. Er zuckte mit den Schultern und sagte: „Nun gut, dann sucht sich also jeder seinen Weg.“ Er schulterte seinen Rucksack und ging davon. Ja, er war enttäuscht, hatte er doch einen Moment gedacht, er sei zum Führer durch diese Dunkelheit bestimmt. Das schienen die anderen Pilger nicht so zu sehen. Nur Rudolph war bei ihm geblieben und folgte ihm nun auf den Fersen.

Die Stämme dieser merkwürdigen Pflanzen standen oft nur einen Schritt auseinander, aber es gab auch Stellen, an denen sie so dicht wuchsen, dass kein Durchkommen war. Das nötigte zu Richtungsänderungen und manchmal musste Johannes sogar zurückgehen, um einen anderen Weg durch dieses Labyrinth zu suchen. Rudolph blieb dicht hinter ihm, machte aber immer wieder Vorschläge wie: „Wir sollten hier rechts herumgehen“ oder „Dort kommen wir sicher nicht durch.“ Endlich wandte sich Johannes um und sagte: „Warum gehst du nicht einmal voran, Rudolph?“

„Du machst das schon gut“, antwortete Rudolph. „Führen ist nicht so meine Stärke.“

„Aber warum machst du dann ständig Vorschläge, wo ich hingehen soll? Das nervt!“

Rudolph setzte eine beleidigte Miene auf und sagte: „Ich wollte dir doch nur helfen.“

„Ich glaube, du willst den Weg bestimmen, hast aber Angst, es wirklich zu tun.“

„Du meinst, ich traue mich nicht?“

„Genau! Du könntest einmal vorangehen und ich folge.“

Rudolph schritt an ihm vorbei und ging ohne sich umzusehen weiter. „Wie du willst“, murmelte er. „Wie du willst.“

Ihr Weg ging hin und her durch das Dickicht. Draußen schien ein heftiger Wind zu blasen, die Stämme bogen sich und wiesen ihnen nur zu deutlich die Richtung. Der Stab, den Johannes in Händen hatte, blieb immer wieder im weichen Untergrund stecken. Nach einige Zeit warf er ihn einfach von sich. Hatte er nicht bisher den ganzen Weg ohne Krücke überwunden?

Rudolph schien an seiner Aufgabe Gefallen gefunden zu haben. Er drehte sich kaum einmal nach Johannes um, der sich bemühte, ihm keine Vorschläge zu machen.

Nach einem halben Tag fühlte sich Johannes erschöpft. Das Holzbein sank immer einmal wieder tief in den Boden ein und er musste es mühsam wieder herausziehen.

„Ich muss eine Rast machen“, rief er Rudolph zu.

„Ich habe schon gemerkt, dass du langsamer wirst, Holzbein“, meinte der.

„Du kannst ja weitergehen, wenn ich dir zu langsam bin.“

Rudolph blieb stehen und drehte sich um. „Wenn es dir nichts ausmacht, würde ich das gerne tun. Ich komme ja hier gut zurecht.“ Offenbar hatte er seine anfängliche Angst überwunden.

„Ist schon recht“, gab Johannes zurück. „Jeder nach seinem Maß.“

Er sah Rudolph nach, wie er sich um die Stämme herum schlängelte, als gelte es, einen Hindernislauf zu gewinnen. Nach kurzer Zeit war er im Dickicht des Waldes verschwunden. Er hatte sich noch nicht einmal richtig verabschiedet.

Johannes zog zwei kleine Stücke des Kuchens aus seinem Rucksack, setzte sich auf den Boden und aß. Ob es hier wirklich so war, dass jeder und jede den eigenen Weg finden sollte? Bisher hatte es doch immer den einen Weg gegeben. Oder war das auch nur eine Illusion gewesen? Gab es vielleicht so viele Pilgerwege, wie es Pilger gab? Nachdem er gegessen hatte, erhob er sich wieder. Erstaunlich, dass die zwei kleinen Stücke Kuchen ihm das Gefühl gaben, viel zu sich genommen zu haben. Er stieg vorsichtig einen Stamm empor, wobei er die Spitze des Holzbeins zwischen die Schuppen setze. Das ging erstaunlich gut und bald hatte er eine Handvoll der kleinen Früchte gesammelt. Sie schmeckten ein wenig sauer, enthielten aber viel Saft, so dass sein Durst bald gestillt war.

Stundenlang schlängelte sich Johannes durch das Labyrinth von dünnen Stämmen unter dem schwarzen Blätterdach. Der Wind raschelte in den Blättern und bog die Pflanzen sanft nieder, so dass die Richtung nicht zu verfehlen war. Der Boden war überall weich und nachgiebig, er lief über viele Schichten alter Blätter, in die das Holzbein immer wieder einsank.

Als Johannes dachte, dass es bald Abend sein müsse – das war durch keine Mittel festzustellen – setzte er sich auf den Boden und holte wieder das Packet heraus, das Christoph ihm gegeben hatte. Die Kuchen schmeckten nach Anis und Kümmel, was eine seltsame Mischung ist, aber sie sättigten ihn wieder ungemein. Seinen Durst stillte er wieder, indem er emporstieg und Früchte erntete.

Während er so dasaß und die Früchte aß, überkam ihn ein Gefühl der Einsamkeit, wie er es manchmal während seinen Wanderungen empfunden hatte. Es mochte sein, dass er auf viele Meilen im Umkreis der einzige Mensch, ja, das einzige Lebewesen war.

„Ich könnte hier sterben und niemand würde mich finden“, dachte er. Wie viele Menschen er auf seinem Weg auch getroffen hatte, zuletzt war er wieder allein gewesen. Da war kein Mensch, der wirklich zu ihm gehörte, keiner, mit dem er verbunden war. Alle Begegnungen waren flüchtig gewesen. Artur hatte seine Linda wiedergefunden. Warum konnte er nicht auch jemanden finden? Niemand hatte mit ihm gehen wollen. Nein, das stimmte so nicht. Er hatte mit niemandem gehen wollen! Er hatte in den Herbergen die Gemeinschaft anderer Pilger gemieden und hatte an den geselligen Abenden, an Tanz und Gesang oft nicht teilgenommen. Ja, er war sogar froh gewesen, wenn er allein loslaufen konnte. Er war Begegnungen aus dem Weg gegangen und hatte Gespräche auf dem Weg als lästig empfunden. Warum nur? Er verstand sich selbst nicht. Und nun verfluchte er die Einsamkeit. Sie machte ihm Angst.

Mühsam erhob sich Johannes und ging weiter. Die Dämmerung ging recht plötzlich in ein lichtloses Dunkel über und er suchte sich rasch eine Stelle, an der mehrere Stämme eng zusammenstanden. Dort breitete er seinen Pilgermantel aus, legte sich darauf und wickelte ihn um sich. Sein Lager war weich und die Luft war hier im Dickicht fast schon warm zu nennen.

Gerade als er fast eingeschlafen war, hörte er seltsame Geräusche. Es war im Rauschen des Windes, der durch die schwarzen Blätter fuhr, kaum wahrzunehmen, aber es war ein fernes Heulen, das ihn an die Hyänen erinnerte, denen er so knapp entkommen war. Ob es hier auch solche Bestien gab? Ein Stab oder Stock wäre ihm jetzt sehr recht gewesen. Nach einiger Zeit verloren sich die Geräusche in der Ferne und er schlief ein.

Tagelang schritt er durch das dunkle Dickicht. Bald stellte sich ein Rhythmus des Gehens und Ruhens ein, den er, ohne darüber nachzudenken, einhielt. Meist rauschte der Wind durch die Bäume und zeigte ihm die Richtung an. Immer wieder kreisten seine Gedanken um seine Pilgerschaft. Hatte er gefunden, wonach er gesucht hatte? Wenn dieses Dickicht, durch das er schon so lange schritt, sein Ende oder vielleicht das Ende aller Pilger und Pilgerinnen war, hatte es sich dann gelohnt? Hatte er nicht auf allzu viel verzichtet? War es das wert gewesen? Auf einmal erschien ihm das Leben in seiner Heimatstadt nicht mehr so schlecht. Er hätte sicherlich einen neuen Job gefunden und eine neue Freundin dazu. Und auch diese Sache in Lebenstedt, sie hatte ihm das Bein gekostet. Er hätte einfach bleiben, die verlockende Mara heiraten und Kinder haben können. Schließlich lebten die Bürger dort ja auch nicht schlecht. Die Stimmung in der falschen Herberge war doch gut gewesen. Feiern bis zum Umfallen! So etwas kam in den Herbergsabenden nicht vor!

Bei solchen Gedanken blieb er manchmal stehen und überlegte, ob er nicht einfach umdrehen und sich seinen eigenen Weg aus dem dunklen Gestrüpp suchen könnte. Womöglich dehnte sich dieser Finsterwald in dieser Richtung endlos aus und verschluckte alle Wanderer, die ihn zu durchdringen versuchten. „Es gibt gar kein Ziel“, dachte er. „Es ist ganz gleich, was man diesseits dieses Dickichts treibt.“

Eines Abends lag er lange unter dem schwarzen Blätterdach in der Finsternis und kämpfte mit solchen Gedanken. Endlich schlief er ein. In dieser Nacht hatte Johannes einen Traum. Das Gewirr der Stämme öffnete sich und er trat in gleißendes Licht hinaus. Vor ihm glänzte eine weite Wasserfläche. Am jenseitigen Ufer dieses Wassers stand eine Gestalt, die ihm bekannt vorkam. Er kam nicht auf den Namen, aber er wusste, dass sie auf ihn wartete. Sie streckte einen Arm nach ihm aus und er kroch auf das Wasser zu. „Es ist seltsam“, dachte er in seinem Traum. „Warum erhebe ich mich nicht und laufe?“ Mit diesem Gedanken wachte er auf. Der Wind, der am Abend noch geweht hatte, war eingeschlafen. Er lauschte in die absolute Stille und da war es ihm, als höre er ein fernes Rauschen wie von einem großen Strom, der über Felsen fließt oder von einem großen Wasserfall. Zugleich fiel ihm Biggy ein. War sie es, die dort wartete? Und was war dieses „Dort“? War es nicht töricht, auf einen Traum zu vertrauen?

Am nächsten Morgen dachte er noch einmal über diesen Traum nach. Er hatte in den Tagen zuvor seine Gedanken treiben lassen und sein ganzes Pilgerleben in Frage gestellt. Kaum einer dieser Gedanken war realistisch gewesen! Bürger in Lebenstedt! Er hätte sich selbst dafür verabscheut, unter diesen Leuten zu leben. Er musste hier und jetzt eine Entscheidung fällen! Der Pilger mit dem Holzbein war nicht umsonst so weit gelaufen! Ja, er würde es vollenden und das Ziel erreichen. Ob dort eine Biggy oder sonst jemand wartete, war nicht entscheidend. Entscheidend war, dass er es wollte! Er schob sich ein Stück des Kuchens in den Mund und aß drei der Früchte. So gestärkt schulterte er seinen Rucksack und machte sich auf den Weg. Der Wind blies nun wieder ganz leicht und die Stämme bogen sich ihm entgegen.

An diesem Tag wanderte er schneller und energischer als all die Tage zuvor. Sein Holzbein brach immer einmal wieder durch die Decke der alten Blätter und er zog es kraftvoll wieder heraus. Der Pilger mit dem Holzbein würde sich durch nichts mehr aufhalten lassen. Wo ein Wille war, gab es auch einen Weg!

Nach etlichen Stunden spürte er, dass sein Beinstumpf schmerzte. Er setzte sich auf den Boden und untersuchte ihn. Offenbar hatte sich eines der Bänder gelockert, die das Holzbein an seinem Beinstumpf hielten. Er nahm das Band in die Hand und zog es kräftig fest. Mit einem leisen Ratschen riss es entzwei und er hielt das Ende in der Hand.

Entgeistert starrte Johannes auf sein Bein. Das durfte doch nicht wahr sein! Ohne dieses Band konnte er die Prothese nicht befestigen. Er versuchte, beide Ende zusammenzuknoten, aber nun war das Band zu kurz. In seiner Not riss er einen Träger seines Rucksackes ab, doch dieser Riemen passte nicht durch die Ösen des Holzbeins. Um ihn anzupassen, hätte er ein Messer gebraucht, doch das hatte er nicht dabei. Wie sollte er nun vorwärtskommen? Hüpfen? Als ihm seine Lage recht bewusst wurde, stiegen Tränen der Wut in ihm auf. Das war das Ende! Hätte er doch diesen verdammten Stock nicht weggeworfen! Alles hatte sich gegen ihn verschworen. Wütend warf er den Riemen weg und versuchte, auf allen Vieren zu kriechen, wobei eines dieser vier Beine sein Stumpf war. Aber dabei konnte er weder das nutzlose Holzbein noch seinen Rucksack mitnehmen, der ihm ohne zweiten Riemen nun ständig vom Rücken rutschte. Das war alles so grotesk! Er warf das Holzbein von sich und setze sich wieder nieder. Wenigstens konnte er noch einen Vorrat des Kuchens in sich hineinstopfen! Er griff in den Rucksack und holte einige Stücke heraus und aß so hastig, als hätte er keine Zeit mehr dazu, in Ruhe zu essen. Dann warf er auch den Rucksack von sich und kroch auf allen Vieren weiter.

Wie lange kann man sich auf diese Weise fortbewegen? Bald stellte Johannes fest, dass seine Hände taub wurden. Der Beinstumpf begann zu schmerzen, jedes Mal, wenn er ihn aufsetzte, zuckte er zusammen. Und wie langsam er vorwärtskam!

Der Abend kam und mit ihm wandelte sich die Dämmerung wieder in absolute Dunkelheit. Johannes rollte sich in seinen Pilgermantel und versuchte zu ruhen. Seine Hände brannten und der Beinstumpf schmerzte. Er war mit seiner Kraft am Ende. Er war mit allem am Ende. „Du Herr des Weges“, flüsterte er. „Wenn du mir jetzt noch helfen kannst, dann tu es. Du hast nicht verhindert, dass das Band gerissen ist. Du hast zugelassen, dass ich den Stock weggeworfen habe. Hilf mir, wenn du kannst. Schicke jemanden, der mich stützt!“

Das Dunkel schwieg. Da war keine Antwort. Wahrscheinlich, so dachte er, kam dieses Gebet viel zu spät. Er war zu stolz auf seine eigene Kraft gewesen, um zu bitten. „So endet die Geschichte des Pilgers mit dem Holzbein“, flüsterte er. Dabei spürte er weder Verzweiflung noch Bitterkeit, sondern seltsamerweise eine tiefe Erleichterung. Endlich konnte er loslassen, sich überlassen, nichts mehr wollen.

Trogen ihn seine Sinne? Da war etwas in der Finsternis, eine farbige Säule, ein waberndes Etwas ohne rechte Gestalt. „Was bist du?“ fragte er.

„Ich bin ein Bote“, sagte die Säule und die Farben wirbelten durcheinander. „Ich komme, um nach dir zu sehen, Pilger Johannes.“

„Ich bin kein Pilger mehr, ich kann nichts mehr erreichen.“

„Wer einmal Pilger ist, bliebt immer Pilger. Ich bin gekommen, um dir die Kraft für den letzten Weg zu geben. Du wirst morgen das Ziel erreichen, Pilger. Nicht aus eigener Kraft und das ist gut so. Meine Kraft ist in deiner Schwäche wirksam. Mach dich auf den Weg!“

Johannes spürte eine Berührung und ein warmer Strom rann durch seinen Körper, floss die Wirbelsäule hinunter und bis in die Zehenspitzen seines gesunden Beines. Er setzte sich auf und starrte auf die Erscheinung, die plötzlich verblasste und einen Augenblick später verschwunden war. Dafür hörte er nun das Rauschen des Wassers deutlicher als jemals zuvor. Johannes raffte seinen Pilgermantel um sich und begann, auf allen Vieren zu krabbeln. Ja, er spürte diese Kraft, die ihm geschenkt worden war. Es war nicht seine Kraft, nicht sein Vermögen, es war die Gabe des Herrn des Weges.

Wie lange war er unterwegs gewesen? Es war Tag geworden und wieder Nacht und wieder Tag. So schien es ihm jedenfalls. Er spürte, wie die geschenkte Kraft allmählich schwand, doch seine Zuversicht blieb. Über den Stämmen bemerkte er seit einiger Zeit einen hellen Schein. Bald darauf erblickte er eine Wand aus schwarzen Blättern, die in seinem Weg stand. Dahinter rauschte ein Fluss. Johannes kroch unbeirrt auf diese Wand zu und schob die Blätter beiseite.

Vor ihm lag eine sonnenbeschienene Landschaft. Sein erster Blick galt dem Fluss. Die rauschende Flut glitzerte und funkelte im Schein der Sonne, so als würden Tausende kleiner Lichtfunken über das Wasser huschen. Jenseits des Wassers stand weit flussabwärts ein großes weißes Haus, offenbar eine Herberge. Jenseits dieses Hauses ging der Blick über grüne Hügel, auf denen unzählige Blumen wuchsen. Über diesen Hügeln aber erhob sich eine Stadt, wie Johannes sie noch nie gesehen hatte. Über einer gewaltigen Ringmauer ragten hohe Türme. Innerhalb dieser Mauern waren Paläste übereinander errichtet, die miteinander einen Berg bildeten, der bis an die Wolken reichte. Diese Wolken waren strahlend hell, so als würden sie etwas verhüllen, das so hell und glänzend war, dass die Augen der Pilger es nicht aushalten könnten.

Lange starrte Johannes auf diesen hohen Berg. Endlich aber fiel sein Blick wieder auf das Ufer des Flusses. Dort stand eine Person, die in seine Richtung sah. Johannes kniff die Augen zusammen.

Es war Christoph. Warum hatte er hier gewartet und war ihm nicht in das Dickicht entgegengeeilt? Er ahnte die Antwort: Es war sein Weg und seine Mühe, auch dieses letzte Stück gehörte zu seinem Pilgerweg, den er und nur er zurückzulegen hatte. „Ganz schön hart“, murmelte er. Aber dann kroch er auf das Ufer zu und setzte sich neben Christoph ins weiche Gras.

Der Beauftragte setzte sich neben ihn und umarmte ihn. „Alle deine Mühe hat nun ein Ende!“, sagte er. „Du hast deinen Weg bewältigt, du hast dich in allem bewährt. Nun steht dir das Land der Herrlichkeit offen.“

Johannes schüttelte den Kopf. „Ich habe viele Fehler gemacht. Ich habe viel länger gebraucht als nötig gewesen wäre.“

„Du hast genauso lange gebraucht, wie es für dich angemessen war. Deine Fehler zählen am Ende nicht, sondern dass du hierhergekommen bist. Johannes, wir vergeben hier keine Medaillen für perfekte Läufe, wir freuen uns über jeden Pilger, der seinen Weg gemacht hat.“

Johannes traten Tränen in die Augen. Die Erleichterung kam wie eine Welle über ihn. Er hatte es geschafft!

Christoph zeigte auf das Wasser und meinte: „Du solltest nun in das Wasser steigen und zum anderen Ufer schwimmen. Richte deinen Blick auf die Stadt und schwimme auf sie zu, so kommst du drüben gut an. Deinen Pilgermantel kannst du nun ablegen, du wirst neue Kleider bekommen.“

Johannes hatte noch so viele Fragen, doch Christoph sagte: „Drüben wird dir klar sein, was ich dir hier mühsam erklären müsste.“

So wand sich Johannes aus seinem Mantel und kroch auf allen Vieren zum Fluss hinunter. Das Wasser war klar und erstaunlich warm. Er überließ sich dem Zug der Strömung und hielt seinen Blick auf die hohe Stadt gerichtet. Wie wohl tat ihm dieses Schwimmen nach dem langen Kriechen! Da das Wasser sehr sauber aussah, trank er im Schwimmen davon und fühlte bald darauf ein Kribbeln, das durch seinen ganzen Körper rann. In der Mitte des Flusses war ihm, als würde sein Verstand aussetzen. Das strahlende Licht über der Stadt drang durch seine Augen tief in ihn hinein und er sah in einem Moment etwas, das aussah wie eine gewaltige Feuersäule, die über der Stadt stand. Als sein Blick wieder klar wurde, befand er sich genau gegenüber dem weißen Haus. Er bemerkte einen Steg, der in den Fluss ragte. Auf ihm warteten zwei Gestalten in weißen Kleidern auf ihn. Johannes schwamm in kräftigen Zügen zu ihnen, erfasste den Steg und schwang sich hinauf. Er stand auf und ging auf die zwei Gestalten zu. Doch nach wenigen Schritten blieb er stehen und sah an sich herunter. Was er sah, konnte er nicht fassen. Dort, wo der hässliche Stumpf gewesen war, sah er nun ein neues Bein! Ein Bein, genau wie das andere. War das Zauberei?

Eine der Gestalten kam auf ihn zu und sagte: „Willkommen, Johannes! Wundere dich nicht zu sehr über das Bein. Du bist hier in dem Land, in dem alles wieder hergestellt wird, im Land der Heilung, in dem alle Tränen abgewischt werden.“ Der, der da sprach, war offenbar ein Mann wie er, kein Engel. Die andere Gestalt trat nun auch heran. Es war eine Frau. Sie lächelte fast ein wenig spöttisch und sagte: „Du warst lange unterwegs Johannes. Ich freue mich, dass du endlich da bist. Ich habe jeden Tag nach dir Ausschau gehalten und den Herrn des Weges gebeten, dich zu mir zu bringen.“

Johannes blieb fast das Herz stehen. Die, die da vor ihm stand, war niemand anderes als seine Freundin Biggy! Er suchte nach Worten, doch er fand keine und blieb mit offenem Mund stehen. Biggy lachte und meinte: „Du hast damals die Sehnsucht in mir entfacht, Johannes. Du hast mir die Pforte gezeigt und das konnte ich nicht mehr vergessen. Bald wollte ich nicht mehr in der Stadt Zerstreuung leben. So bin auch ich Pilgerin geworden.“

„Ich habe nicht gedacht..!“, stammelte Johannes. Biggy fuhr fort: „Du hast nicht gedacht, dass ich daran Gefallen finden könnte, oberflächlich wie ich war. Aber dieser Weg verändert uns alle vom ersten Schritt an.“

„Vergib mir, Biggy! Ich habe es falsch gemacht, an dieser Pforte.“

Biggy legte den Arm um ihn und sagte: „Ist schon geschehen. Hier ist das Land der Vergebung. Und nun komm! Drinnen warten neue Kleider auf dich – und ein Festessen, das du mögen wirst.“

Später wurde berichtet, dass Johannes und Biggy sich entschieden hatten, zurückzukehren und Pilgern zu helfen, den Weg zu finden. Sie leben heute in der kleinen Herberge in der Nähe der Pforte. Oft sitzen sie auf der Plattform an der Mauer und schauen hinüber zur Stadt Zerstreuung. Sie haben keinerlei Verlangen, dorthin zurückzukehren, sondern warten auf Menschen, die wie sie den Pilgerweg wählen. Aber das sind andere Geschichten.